

Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen
und Sozialisten
Deutschlands e.V.

1/14

März 2014 · 67. Jahrgang
Einzelverkauf 8,- €

Gemeinsam für gutes Leben

Gerhard Ulrich:
„Gottes Nähe – unser Glück“

Karoline Mayer, Renate Schroeder,
Willy Spieler, Joana Eink, Friedrich Winterhager
Texte: Frauen für ein gutes Leben

Fokke Bohlsen
Auf den Spuren von Thomas Müntzer

Paul-Gerhard Schoenborn
Kaj Munks Widerstand gegen das NS-Regime

Elmar Klink
Flossenbürg – Ein Reisebericht

Willy Spieler, Heinz-J. Bontrup
Wirtschaftsdemokratie

Matthias Nauerth
Koalitionsarbeit und Parteieintritt

Jürgen Schübelin
Rio vor der Fußballweltmeisterschaft

Rainer Stuhlmann
50 Jahre Nes Ammim

Rezensionen
Bundesnachrichten

CHRISTIN
CHRIST UND
SOZIALISTIN
CUS

KREUZ UND ROSE



IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**
Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

Vorstand:

Fokke Bohlsen, Michael Distelrath, Reinhard Gaede, Jürgen Gorenflo, Dieter Hönerhoff, Anneke und Florian Ihlenfeldt, Thorsten de Jong, Alois Schwarz

Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P.)
Wiesestr. 65, D-32052 Herford
Tel. 0 52 21/34 25 56
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de
Dieter Hönerhoff
Gänsemarkt 4, D-32052 Herford
DieterHoe@t-online.de

Redaktions-Beirat:

Friedrich-Wilhelm Bargheer, Blomberg
Doris Gerlach, Herford
Jürgen Gorenflo, Norderstedt
Dietlinde Haug, Bad Oeynhausen
Fritz Hufendiek, Berlin
Elmar Klink, Bremen
Helmut Pfaff, Frankfurt
Wieland Zademach, Unkel

CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

Webmaster:

Darius Dunker, Aachen
Thorsten de Jong, Aachen

Erscheinungsweise:

Vierteljährlich

Abonnements:

Michael Distelrath
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln
m.distelrath@netcologne.de

Preise:

Einzelheft: € 8,-, Doppelnummer
€ 9,-, Jahresabonnement, Inland:
€ 25,-, Welt: € 35,-, Förderabonne-
ment € 30,- oder mehr.
Kündigungen werden zum Jahresende
wirksam. Bitte überweisen Sie den
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an
den BRSD e.V., KD-Bank, BLZ 350
601 90, Konto-Nr. 2 119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD

Gestaltung & Layout:

Kreativ-Schmie.de, Hamburg
www.kreativ-schmie.de

Druck:

Ordensgemeinschaft der Armen-
Brüder des heiligen Franziskus
Sozialwerke e.V., Beschäftigungshilfe,
Düsseldorf

ISSN 0945-828-X

Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin

INHALT

Editorial	1
Gerhard Ulrich	
„Gottes Nähe – unser Glück“	3
Karoline Mayer	
Adventsbrief aus Chile	6
Renate Schroeder	
Ägypten vor dem Weltgebetstag 2014	9
Willy Spieler	
Vre Karrers Leben und Werk oder Religiöser Sozialismus konkret	21
Joana Eink	
Würdige Arbeitsbedingungen weltweit – die Verantwortung der Kirchen	26
Friedrich Winterhager	
Otilie von Gersen, die Ehefrau Thomas Müntzers	28
Fokke Bohlsen	
Das Panorama-Museum Bad Frankenhausen	36
Paul Gerhard Schoenborn	
Widerstand – Kaj Munk (1898–1944) zum Gedenken	38
Elmar Klink	
Flossenbürg – ein Reisebericht	44
Willy Spieler	
Klaus Hoppmann-König (1927–2013) zum Gedenken	48
Heinz-J. Bontrup	
Wirtschaftsdemokratie ist längst überfällig	50
Matthias Nauwerth	
Koalitionsarbeit und Parteieintritt!	56
Jürgen Schübelin	
Rio vor der Fußball-Weltmeisterschaft	61
Rainer Stuhlmann	
Von Juden lernen – 50 Jahre Nes Ammim	66
Einladung zur Jahrestagung	67
Reinhard Gaede	
Grußwort zum Jubiläum 40 Jahre „Christen für den Sozialismus“ (CfS)	68

Rezensionen

Ulrich Peter	
Berliner Friedenspfarrer und der Erste Weltkrieg	70

Bundesnachrichten

Glückwünsche für Prof. Dr. Günter Ewald	71
Autorinnen und Autoren	73
Bilder und Fotos	73

Editorial

Gemeinsam für gutes Leben – so lautet das Thema dieser Ausgabe. „*Buen vivir*“ ist eine Losung der indigenen Sozialphilosophie in Bolivien und Ecuador, die auch von der AG Lateinamerika unserer Bündnisorganisation Attac aufgegriffen wurde. Das gemeinsame Leben der Menschen wird an ökologischen und sozialen Normen gemessen. Leben soll sich im Einklang mit der Natur, der Menschen untereinander entfalten unter Wahrung der kulturellen Identität. Die Verwertungs- und Wachstumsideologie des Kapitalismus wird abgelehnt. Dass Männer und Frauen gemeinsam für gutes Leben wirken, ist in Westeuropa akzeptiert – bis auf die Benachteiligung der Frauen im Lohnsystem – in vielen Ländern aber noch nicht.

Fünf Beiträge zu Anfang dieses Heftes sind von *Frauen* geschrieben oder handeln von Frauen. Schwester *Karoline Mayer* kennen wir aus dem Beitrag von Renate Schroeder und ihrem eigenen Brief in CuS 1/2011.

Auch ihr neuer Bericht erzählt von Fortschritten in diesem diakonischen Werk *Fundación Cristo Vive* in Chile, Bolivien und Peru, das auf ihre Initiativen zurückgeht.

Wie auch in den Jahren seit 2011 jeweils im ersten Heft berichtet *Renate Schroeder* von ihrer Weltgebetstags-Reise, diesmal im April 2013 nach Ägypten. Die Medien waren in den letzten Jahren voll von Berichten über Unruhen: 25. Januar 2011 Revolution gegen das seit Oktober 1981 bestehende Regime des Präsidenten Muhammad Husni Mubarak, Sturz Mubaraks, Macht der islamistischen Freiheits- und Gerechtigkeitspartei, Verfassungsreferendum, starke Einflüsse der Scharia, keine Gleichstellung von Frauen. Am 3. Juli 2013 folgte nach starken Protesten der Bevölkerung gegen die Muslimbrüder ein Militärputsch unter Generaloberst Abd al-Fattah as-Sisi und der Sturz des Präsidenten Mursi. Erneutes Verfassungsreferendum vom 16. Januar 2014, Gleichheit von Mann und Frau, Schutz für die christliche Minderheit im Land, Sonderstatus des Militärs. Es häufen sich Klagen über Behinderung der Presse und Einschränkung der Meinungsfreiheit. Renate Schroeders Beiträge zeigt, wo sozialer Frieden in dieser zerrissenen Gesellschaft noch ausbreitet.

Willy Spielers Beitrag würdigt Leben und Werk von *Vre Karrer*. In dem zerfallenen Staat, der von Clans, Kriegsherren, islamistischen Gruppen und Piraten beherrscht wird, hat Vre Karrer als Krankenschwester und Hebamme täglich weit über hundert Personen



Redaktions-Beirat l.v.u. Doris Gerlach, Dietlinde Haug, Fritz Hufendiek, Reinhard Gaede, Elmar Klink, Friedrich-Wilhelm Bargheer, Helmut Pfaff, Wieland Zademach.
(Bilder von Jürgen Gorenflo in CuS 4/13, S. 74, und in CuS 4/12, von Dieter Hönerhoff in CuS 2–3/12)

behandelt. Die von ihr gegründete „New Ways“-Genossenschaft in Merka ist das Vermächtnis der durch eine Gewalttat umgekommenen Religiösen Sozialistin.

Die *Christliche Initiative Romero*, <http://www.ci-romero.de>, hat im November 2013 die Herbsttagung abgehalten unter dem Thema „Würdige Arbeitsbedingungen weltweit – die Verantwortung der Kirchen“. *Joana Eink* berichtet.

In der Reformationszeit bildete sich die Institution der Pfarrfrau, vorbildhaft für Frauen als gleichberechtigte Partnerinnen ihrer Ehemänner. *Friedrich Winterhager* berichtet in einem ersten Teil über das Leben und Wirken der *Otilie von Gersen*, der Ehefrau des Theologen, Reformators und Revolutionärs *Thomas Müntzer*. Zahlreiche Anmerkungen sind nötig, damit aus den historischen Dokumenten ein gesichertes Bild der mutigen Frau und Mutter entstehen kann. Anlässlich des 525. Geburtstags von *Thomas Müntzer* hat *Fokke Bohlsen* das Panorama-Museum Bad Frankenhausen besucht und schildert seine Eindrücke vom enorm großen Bild „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland“.

Zwei Artikel gedenken der Opfer des Nationalsozialismus. *Paul Gerhard Schoenborn* erinnert an *Kaj Munk*, Pastor, Poet, ermordet von der SS vor 70 Jahren. *Elmar Klink* sendet einen Reisebericht von der Gedenkstätte des ehemaligen KZs *Flossenbürg*.

Willy Spieler erinnert an *Klaus Hoppmann-König*, den „Pionier der Unternehmensdemokratie in Deutschland“. Gewinnbeteiligung, Mitbestimmung, Arbeitnehmerrechte, die sich Religiöse Sozialisten wünschen, hat er verwirklicht und mit einer Stiftung auf Dauer gestellt. *Heinz-J. Bontrups* Artikel über Wirtschaftsdemokratie zeigt auf die Widersprüche unseres marktwirtschaftlichen Systems und propagiert notwendige Gegenmaßnahmen gegen Marktmacht-Strukturen. Eine andere Politik fordert auch *Matthias Nauerth*. Er wirbt für „außerparlamentarische Koalitionen“ und Mitarbeit in Parteien.

12. Juni bis 13. Juli 2014 „werden die Menschen des größten und bevölkerungsreichsten lateinamerikanischen Landes ... Gastgeber des wichtigsten kommerziellen Events dieses Jahres sein – der Fifa-Fußball-Weltmeisterschaft“, schreibt *Jürgen Schübelin*. Er eröffnet den Blick auf eine vergessene Realität in Brasilien: „Fußball als Teil von Überlebensstrategien“, „Die kickenden Jungen vom Cerro Corá“.

50 Jahre besteht *Nes Ammin*, das christliche Dorf in Galiläa. *Rainer Stuhlmann*, hat eine Andacht geschickt, die auch im Radio gesendet wurde.

Zum hundertsten Mal jährt sich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Die Kriegsbegeisterung hatte auch die Kirche erfasst.

Ulrich Peters Rezension des Buches von *Karlheinz Lipp* „Berliner Friedenspfarrer und der Erste Weltkrieg“ berichtet von rühmlichen Ausnahmen z.B. *Hans Francke*, *Karl Aner* und *August Bleier*. „Alle drei waren Mitbegründer des BRSD in Preußen.“ Aufbau einer friedlichen Welt hielt *Ernst Böhme* für die wahre Heldentat.

In diesem Heft steht meine Laudatio zum Jubiläum 40 Jahre „*Christen für den Sozialismus*“ (CfS), die von Lateinamerika zu uns nach Europa gekommen sind. Prof. Dr. *Günter Ewald* feiert am 1. April 2014 seinen 85. Geburtstag. Wir gratulieren. Zur Jahrestagung 3.–5. Oktober 2014 laden wir ein.

Mit Wünschen für schöne Frühlingstage

Reinhard Gaede

Euer/Ihr Reinhard Gaede

Corrigenda

Leider enthält die Ausgabe CuS 4/2013 falsche Verzeichnisse auf den inneren Umschlagseiten.

Obwohl der Redaktion eine korrekt gestaltete Fassung vorlag, ist es trotzdem auf dem Weg vom Layout zur Druckerei zu einer Verwechslung von Dateien bzw. Texten gekommen. Deshalb liegen dieser Ausgabe zwei Korrekturseiten für CuS 4/2013 bei: Impressum, Inhalt, Bilder und Fotos, Autorinnen und Autoren.

Wir bitten, diese Seiten über die falschen Verzeichnisse der vorigen Ausgabe zu kleben oder sie wenigstens beizulegen. Wir bitten, den Fehler bei der Herstellung von CuS 4/2013 zu entschuldigen.

Predigt* zur Jahreslosung 2014

„Gottes Nähe – unser Glück“

Von Gerhard Ulrich

Liebe Gemeinde hier in der Frauenkirche und überall, wo Sie mit uns diesen Gottesdienst feiern!

„Ich wünsche Dir ein glückliches Neues Jahr!“ – „Gott nahe zu sein, ist mein Glück“ – so antwortet die Losung für 2014 aus Psalm 73,28.

Wir Menschen sind Glückssucher. In einem feinen Gedicht von Kurt Tucholsky heißt es:

Aber wie das so ist hienieden:

*Manchmal scheint's so, als sei es beschieden
nur pöäpö, das irdische Glück.*

Immer fehlt dir irgendein Stück.

*Hast du Geld, dann hast du nicht Käten;
hast du 'ne Frau, dann fehl'n dir Moneten –
hast du die Geisha,*

dann stört dich der Fächer:

*Bald fehlt uns der Wein,
bald fehlt uns der Becher.*

Etwas ist immer.

Tröste dich!

Jedes Glück hat einen kleinen Stich.

Wir möchten so viel: Haben. Sein. Und Gelten.

*Dass einer alles hat,
das ist selten.*

Jedes Glück hienieden „hat einen Stich!“ Zufrieden stellt uns das nicht.

Wie kann beides zusammen kommen: das irdische Glück mit Stich und das himmlische Glück umfassender Nähe zu Gott? Lebensfreude und Gottesfreude?

„Gott nahe zu sein, ist mein Glück.“ Das Wort überrascht. Denn der Psalm-Beter schildert, wie er vom Glück verlassen ist: „Ich bin doch täglich geplagt, und meine Züchtigung ist alle Morgen da!“ Er hat allen Grund, mit Gott abzurechnen. Denn er, ein frommer Mensch, muss leiden, und die, die Gott leugnen, leben glücklich und zufrieden, scheint es.

Erst, als er nicht länger auf die anderen sieht; als er sich auf die Suche nach Gott begibt – da, in Gottes Haus, findet er, wonach er sich sehnt. Und: Gott findet ihn. Er spürt: es gibt mehr als das, was ich sehe. Gott nahe zu sein, ist mein Glück, sagt er. Im Hebräischen heißt es: dass Gott mir nahe ist, tut mir gut! Nach langem Ringen mit sich und Gott kann der Psalmbeter sich in die Hand Gottes geben: „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei der rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat ...“

Ein Glück: einer will, dass geschieht, was

gut ist, was dem Leben dient. Einer macht, dass geschieht, was hilft – in Trauer und Freude.

Das ist Glück: was gut ist für uns.

„Wir möchten so viel: Haben. Sein. Und Gelten.“, stellt Kurt Tucholsky fest.

Nein, sagt das Jahres-Wort: „Gott nahe zu sein, ist mein Glück.“

Du musst es nicht machen, dein Glück. Hör auf, immer mehr Glück aus dir selbst herausholen zu wollen – und dabei auch immer mehr von anderen Menschen zu fordern, die dich glücklich machen sollen. Das Glück findest du nicht durch einen immer schnelleren Lauf im Hamsterrad! Hör auf mit diesem Doping! Bleib stehen; lauf nicht weg; sei nahe bei dir und deinen Mitmenschen; sei nahe bei Gott! Glücklich ist der Mensch, der nicht alles von sich selbst erwartet – Erfolg, Größe, Ansehen. Glücklich der Mensch, der sich auf Gott verlässt.

Glück ist das, was am nächsten liegt: Nähe, nach der ich mich sehne; dass einer auf mich sieht und Acht hat; dass ich einem anderen lieb und wert bin mit meinen Schwächen und Stärken; dass ich nicht perfekt sein muss, nicht funktionieren, nicht aller Welt gefallen muss: das ist Glück, das die Zeit leicht macht, das Jahr beschwingt.

Glück kannst du nicht machen – Glück kannst du dir schenken lassen! Gott kommt auf dich zu; er kommt unerwartet: Als Kind in den Stall von Bethlehem. Als einer, der sich den Schwachen zuwendet, der selber schwach wird, der sich hingibt, der die Friedfertigen selig preist. Dessen Waffe nicht aus Stahl ist, sondern aus Barmherzigkeit und Vergebung. Nähe zu Gott: was für ein Glück! Er bleibt nicht unerreichbar, himmelweit. Er kommt herunter. Er kehrt sich nicht ab von dieser Welt. Er kehrt sich um – zu mir und zu dir.

Genau so, wie Jesus es selbst erlebt. Hier am Altar ist es zu sehen. Als er in der Nacht,

da er verraten wird, von allen Menschen verlassen ist, betet Jesus zu Gott. Und als er betet, findet er Gottes Nähe. Seine Gebetsbewegung wird erwidert von der Bewegung des Engels, der zu ihm herabschwebt – segnend!

Gott ist nicht nur bei denen, die vom Glück begünstigt sind. Er ist nahe bei den Leidenden. Dabei denke ich an all jene, die



Altardetail. Jesus betet einsam im Garten Gethsemane

Opfer des Terrors dieser Tage sind, die in unbändige Angst versetzt sind. Und ich denke dabei denke auch an all die, die Gewalt leiden in Syrien, im Südsudan, wo für viele nur noch die Flucht Rettung ver-

spricht. Ich denke an die, die die Despoten und ihre Machtgelüste satt haben, an die Fliehenden, Vertriebenen, Hungernden der Welt und an die Menschen auf dem Mittelmeer zwischen Afrika und Europa: Flüchtlinge, die sich lieber der Lebensgefahr aussetzen und dubiosen Schleppern anvertrauen als in der Heimat zu bleiben, wo Diktatoren sie mit Gift besprühen, metzeln; wo sie nicht wissen, wie sie sich und die Ihren ernähren; wo sie verfolgt und bedroht sind an Leib und Seele wegen ihres Glaubens. Und dann kommen sie, wenn sie Glück haben und nicht zuvor in den Fluten ertrinken, an in Europa – und finden die Türen versperrt! Eine Festung mit Stacheldraht und nun auch mit einem Hightech-Programm, das Flücht-

linge aufspürt: Wie viele Menschen müssen noch sterben, bevor wir aufwachen, bevor wir eingreifen und die Ursachen beseitigen von Flucht und Hunger. Bevor wir begreifen, dass unser Streben nach Glück leider allzu oft auf Kosten der Ärmsten geht.

Glückliches Jahr – wenn wir umkehren zu Gott, zum Leben! – Gerade 2014, 100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der die ganze Welt ins Unglück stieß. Wo Gott nahe ist, da liegt Freiheit nahe – auch die Freiheit, die Hände zu öffnen, Leben und Reichtum zu teilen, Frieden zu exportieren, nicht Waffen; und gastfreundlich mit denen zu sein, die um ihr Leben fürchten und Gottes Glück bei uns suchen!

Selig sind die Frieden stiften: Jesus preist jene glücklich, die bei uns oft zu den Verlierern gehören: die Sanftmütigen, also nicht die mit den Ellenbogen. Die nach Gerechtigkeit dürsten, also nicht jene, die keinerlei Skrupel kennen.

Gott nahe zu sein, ist mein Glück. Jesus selbst hat diese Nähe in seinen schwersten Stunden erfahren. Sie hat ihn getragen.

Das dürfen wir wissen am Anfang des neuen Jahres: da ist einer, der weiß, was wir brauchen zum Leben; da ist einer, dessen Kraft größer ist als unsere. Da ist einer, der Worte hat des Trostes und der Hoffnung, wenn es uns die Sprache verschlägt. Da ist einer, der mit uns geht über Höhen und durch Tiefen.

“Gott nahe zu sein, ist mein Glück.“ Ein Wort über dem neuen Jahr, das nichts fordert; ein Wort, das trägt: Ich muss mein Glück nicht selber absichern. Und meine Sorgen muss ich nicht allein ent-sorgen. Und meine Fehler, mein Scheitern kann ich Gott anvertrauen. Und bei alledem darauf vertrauen, dass er mich hält und trägt – in diesem Lebensabschnitt und darüber hinaus!

Glückssucher sind wir – süchtig nach Hoffnung, voller Sehnsucht auf Gottesnähe: Gott

wird kommen auf uns zu – Christus weiß, wie er hinein kommt in unser Leben; er kennt Zeit und Gelegenheit. Es kommt darauf an, dass wir hinsehen, wenn wir die Schwelle zum Neuen Jahr überschreiten, hinsehen auf die Spuren seiner Gegenwart bei uns und hören Gottes Wort, das aufhelfende, das weisende Wort.

Es ist unser Glück, wenn wir offen sind für den, der die Friedfertigen liebt und die Schwachen in sein Herz schließt; der sagt, dass das Reich Gottes angebrochen ist und dass Gottes Verheißung uns trägt und unsere Zeit.

Gott nahe zu sein, ist mein Glück. Solcher Glaube vertraut auf die Großzügigkeit Gottes, der sich verschenkt und rechnet mit der Gnade Gottes, die einfach geschieht.

Damit wir alles haben: ein glückliches Neues Jahr!

Amen

**ZDF-Fernsehgottesdienst, Frauenkirche
Dresden, 1. Januar 2014*

*Gerhard Ulrich ist
am 21. Februar
2013 von der Lan-
dessynode zum er-
sten Landesbischof,
damit zugleich zum
Vorsitzenden der Kir-
chenleitung, der
Nordkirche gewählt
worden. Seine Pre-
digtstätten sind der
Dom zu Schwerin*



Gerhard Ulrich

*und der Dom zu Lübeck. Gerhard Ulrich ist
zudem Leitender Bischof der Vereinigten Evange-
lisch-Lutherischen Kirche Deutschlands. Er wurde
am 9. März 1951 in Hamburg geboren, ist seit
1982 verheiratet mit Cornelia Ulrich, geb.
Bobert; er ist Vater von vier erwachsenen Söh-
nen und Großvater einer Enkeltochter.*

Adventsbrief aus Chile

Von Karoline Mayer

*„Gott wurde Mensch
in Jesus
damit wir Menschen
menschlicher werden –
Ebenbild Gottes auf Erden“
Santiago de Chile, Advent 2013*

Unser lieben Freunde:

Am vergangenen Dienstagabend hatte ich einer Kirchengemeinde im Reichen-Viertel La Debesa zugesagt, eine kleine Betrachtung über die Solidarität Mariens zu halten. Bei der Vorbereitung dachte ich an die junge, eben schwangere Maria, die wie der Evangelist Lukas schreibt, schnell über die Berge Galiläas nach Judäa eilt, um Elisabeth, ihrer Verwandten, in ihrer eventuell schwierigen Schwangerschaft beizustehen ... Dann dachte ich auch noch an die Aufmerksamkeit Mariens bei der Hochzeit zu Kana, bei der sie Jesus auffordert, etwas für das Brautpaar zu tun ...

Als ich am Dienstagmorgen ins Büro kam, saß vor meiner Türe eine mir nicht unbedingt sympathische Frau und verlangte, mit mir zu reden. Beschämt gestehe ich, dass ich mich überwinden musste, um mich ihr innerlich zuzuwenden. Es kam auch schon gleich aus ihr heraus: „Ich bin Nadia, habe fünf Kinder und komme mit ihnen nicht über die Runden. Wir brauchen Essen. Was ich verdiene, reicht nicht aus.“ „Und der Vater der Kinder und die Stadtgemeinde?“ „Die Väter haben sich aus dem Staub gemacht, nur einer bringt manchmal samstags etwas vorbei ...“ Ich schaute auf die Narben der Schnittwunden ihres linken Vorderarmes: „Was ist passiert?“ „Selbstmordversuch, ich

war drogenabhängig, bin es aber nicht mehr. Jetzt will ich nur, dass meine Kinder leben ...“ In diesem Augenblick verstand ich, dass diese Frau und ihre Kinder so etwas wie den Schutzmantel einer Mutter brauchen. Am Abend habe ich der Gemeinde davon erzählt und sie gefragt: „Was würde Maria heute für Nadia und ihre Kinder tun?“ Danach kamen sofort mehrere Zuhörer auf mich zu und haben Unterstützung für sie angeboten. Aber es gibt so viele „Nadias“. Umso mehr arbeiten und kämpfen wir, dass junge Menschen nicht den Weg von Nadia gehen und ihren Kindern das Elend vererben.

Es geht in unseren *Kindergärten* und im Gesundheitszentrum um Beistand, Aufklärung und Empfängnisverhütung sowie um Bewusstseinsbildung zu verantwortlicher Elternschaft. Den mittellosen jungen Frauen bieten wir die Möglichkeit zu einer kostenlosen *Ausbildung* in verschiedenen Berufen an: Kranken-, Alten- und Kinderpflege, Küche, Bäckerei, Gehilfinnen für Verwaltung und Buchhaltung, aber auch in Gärtnerei, Elektrizität, Schweißen, KFZ- und Metallmechanik. Zu unserer Freude sehen wir, dass die meisten ehemaligen Schülerinnen einen guten Arbeitsplatz finden und damit den Weg zu einem besseren Leben.

Wie ich euch letztes Jahr schon angekündigt habe, konnten wir in diesem Jahr zwei neue *Schulen* eröffnen, die mit staatlichen Mitteln



ausgestattet wurden. Den größten Teil der laufenden Kosten finanziert auch das Arbeitsministerium.

In diesem Jahr 2013 sind es um die dreihundert Frauen und rund siebenhundert Männer, die durch unsere *Berufsschulen* gegangen sind oder noch gehen (manche Kurse gehen bis März 2014). Wie dankbar sind wir unseren Freunden von Cristo Vive Suiza, die uns geholfen haben, einen Kurs für Krankenschwestern zu finanzieren, die als Kontroll-Gruppe einer Impakt-Studie dienen sollte! Unsere lieben Freunde, auch unsere anderen Dienste an den Menschen sind in Chile weiter gewachsen.

So leben im *Obdachlosen-Heim „Cristo Acoge“* inzwischen um die zwanzig Männer, um ein neues Leben zu beginnen – bis zu dreißig können wir aufnehmen, – während weitere rund zwanzig Männer am Abend in unsere Herberge kommen, von denen sich manche irgendwann entschließen, um Aufnahme im Obdachlosen-Haus zu bitten. Diesen Brüdern am Rande der Gesellschaft zu dienen, ist manchmal für Schwester Teresa sehr schwer, aber wir glauben, dass wir in ihnen Jesus selbst aufnehmen ...

Oft staune ich über Gottes Fügungen. Vor einiger Zeit hatte ich an einer Universität einen Vortrag über unsere Arbeit gehalten. Unter den Diplom-Studenten war eine Staatsanwältin, die danach betroffen auf mich zukam und Unterstützung anbot. Bald lud sie Gustavo und mich zu einem Gespräch mit dem Oberstaatsanwalt und fünfzig Kollegen ein, die für die Randgemeinden der Südregion Santigos (1.6 Millionen Menschen) zuständig sind. Sie wollten mit uns über die Möglichkeit einer Zusammenarbeit sprechen. Auf ihrem Register stehen im Jahr 2013 über 9500 Menschen, die kleine Straftaten verübt haben. Sie schlugen vor, mit uns ein Pilotprojekt zu starten mit dem Versuch, einem Teil dieser Menschen, von denen die meisten in Armut

und Elend aufgewachsen sind, „als Strafe“ einen *Ausbildungskurs* im Handwerk bei uns in Cristo Vive zur Rehabilitation zu verordnen. Ihr könnt euch vorstellen, welche Sprünge mein, aber auch Gustavos Herz bei diesem Angebot machte. Wie sollten wir nicht bereit sein, mitzuhelfen „Gefangene zu befreien“?

Natürlich war uns sofort bewusst, dass wir für diese Menschen eine zusätzliche Hilfestellung brauchen. Nun sind schon die ersten sechs Männer in der Schule eingetroffen. Ein neues Arbeitsfeld hat begonnen ...

Bei dem Wachsen unserer Dienste haben sich alle *Vorstandsmitglieder* kräftig eingesetzt. Unsere Geschäftsführerin Andrea Frindt, die im März ehrenamtlich für ein Jahr die Leitung der Fundación übernommen hat, ist eine große Stütze. Sie wird uns auch weiter begleiten, wenn der neu ernannte Geschäftsführer Ignacio Rosselot im nächsten April die Verantwortung der Leitung Cristo Vives übernimmt.

Von der zukünftigen *Regierung* unserer Freundin Präsidentin Michelle Bachelet erwarten wir, dass Chile ein gutes Stück vorwärts kommt in der Überwindung der Armut vor allem durch bessere Schulen für unsere Kinder und eine kostenlose Berufsausbildung der jungen Menschen. Außerdem steht eine wichtige Verfassungsreform an, denn noch herrscht weiter die Verfassung der Diktatur. Wie ihr wisst, kämpfen wir in der Cristo Vive weiter, dass die Handwerksberufsausbildung vom Erziehungsministerium anerkannt wird. Da kommt uns jetzt Hilfestellung von Seiten der GIZ der Bundesregierung durch eine Integrierte Fachkraft. Am 2. Januar 2014 können wir Helmut Schnepf von der Universität Karlsruhe für 2 Jahre Dienst bei uns willkommen heißen.

Von *Bolivien* kann ich euch berichten, dass unsere Geschäftsführerin Nicola Wiebe die Institution mit großem Einsatz leitet und

umsichtig alle Dienste begleitet. Bei meinem Besuch im November waren wir zusammen bei der Einweihung des Berufsausbildungszentrums in Norte-Portosí, einer der ärmsten Gegenden Boliviens, das mit Hilfe von „Ärzte für die Dritte Welt“ und der Bundesregierung aufgebaut und für zweihundert Schüler eingerichtet werden konnte.

Auch in der *Fundación Cristo Vive Peru* geht die Arbeit unter Leitung von Ana Maria Galiano voran. Nicht selten begegne ich bei meinen Besuchen in Cusco Frauen, die zusammen mit ihren Kindern ein neues Leben begonnen haben, nachdem sie vier bis sechs Monate in unserem Haus Sonco Wasi die Traumata von Misshandlungen und sexuellem Misbrauch überwunden und mit unserer Begleitung eine Unterkunft und Arbeit gefunden haben.

Was mich angeht, kann ich alle Welt nur ermutigen, 70 zu werden: Da scheint die Erde sich noch schneller zu drehen. Dieses Jahr war eines der bewegtesten meines Lebens. Das Feiern nahm kein Ende. Höhepunkt war das Geschenk der *Pilgerreise* mit unseren Gemeindemitgliedern aus dem Armenviertel ins Heilige Land - vierzehn Jüngerinnen und Jünger auf den Spuren Jesu zusammen mit Charly, Angela, Irmgard und Anne, die von Deutschland aus zu uns stießen. Welch ein Abenteuer der Geschwisterlichkeit! Ich kann euch nicht beschreiben, wie diese Erfahrung unser aller Herzen bewegt hat und weiter bewegt. Mehr als je zuvor versucht heute jede und jeder, an ihrem und seinem Platz, den Traum Jesu vom Reiche Gottes im Dienst an den Menschen zu verwirklichen. Danke allen für dieses wunderbare Geschenk – danke, Angela, für die Inspiration und die Umsetzung!

Unsere lieben Freunde, wie gerne würde ich jedem von Euch persönlich danken für Euren solidarischen Einsatz, Eure Spenden und Gebete. Ich weiss nicht, ob ihr Euch vor-

stellen könnt, dass wir viele unserer Dienste ohne Eure Hilfe nie hätten leisten können. Deshalb sind alle Preise, die man mir in diesem Jahr überreicht hat, für Euch alle.

Nun wünsche ich Euch und uns in dieser Heiligen Nacht und für das Jahr 2014, dass wir die Quelle der bedingungslosen Liebe in unserem Herzen entdecken, die Gott in uns hineingelegt hat und aus der wir vertrauensvoll in Fülle für uns und die andern schöpfen können.

In dieser Liebe bleiben wir verbunden

Eure Karoline und Comunidad de Jesus

Sr. Karoline Mayer, geb. 1943, kam aus Pietenfeld/Altmühltal. Seit 1968 lebt sie in Santiago de Chile, anfangs als Steyler Missionschwester mit Abschluss als Universitäts-Krankenschwester. Dann widmete sie sich



Sr. Karoline Mayer

Menschen, die auf einem Müll-Hügel wohnten und vom Müll lebten, behandelte sie medizinisch, gründete 13 Volksküchen, wirkte mit in der entstandenen Basisgemeinde, gründete ein Berufsbildungszentrum, Frauenwerkstätten, ein Gesundheitszentrum für 20 000 Menschen, Drogen-Rehabilitation, Kindertagesstätten, schließlich die Comunidad de Jesús. Während der Militärdiktatur wurde sie verhaftet, verhört und bedroht. Im Mai 1990 wurde die „Fundacion Cristo Vive Chile“ gegründet, 1995/96 eine Organisation gleichen Namens in Bolivien, 2003 bildete sich die FCV Peru. Hermana Karoline ist Trägerin zahlreicher Auszeichnungen. Buch: Karoline Mayer mit Angela Kumpen: „Das Geheimnis ist immer die Liebe. In den Slums von Chile. Mein Leben“, Freiburg 2006, 2. Aufl. 2010. <http://www.cristovive.de>.

Ägypten vor dem Weltgebetstag 2014

Wasserströme in der Wüste

Von Renate Schroeder

Im Jahr 1959 wurde der Weltgebetstag (WGT) schon einmal von ägyptischen Frauen gestaltet. 2014 feiern wir wieder mit den Frauen Ägyptens den Weltgebetstag, diesmal mit dem Titel: „Wasserströme in der Wüste“. Zur Vorbereitung unternahm ich im April 2013 mit zwanzig vom Weltgebetstag begeisterten Frauen unter der Leitung der Pfarrerinnen Birgit Reiche und Antje Lütke-meier eine Reise nach Ägypten. Geprägt durch die politische Situation im Land, waren die Begegnungen, Gespräche und Projekte eine besondere Herausforderung. Unsere Reiseleiterin Samah Samir – ihr Name bedeutet Toleranz – gab jeder von uns bei der Ankunft in Kairo eine Rose und sagte: „Wenn Sie ohne Angst durch dieses Land gehen, werden sie es lieben lernen. Ägypten ist wie diese Rose, schön, aber auch voller Stacheln. Jetzt, nach der Revolution haben wir Frauen keine Angst mehr, wir fangen an zu leben“

Erstes Treffen mit Aminah Dawish von der Organisation „Ashanik al Baladi“

Der Name bedeutet übersetzt: „Für dich, mein Land“. Pfarrerin Antje Lütke-meier begrüßt die Referentin mit einem „Warmly Welcome“ und übernimmt die Übersetzung vom Arabischen ins Deutsch und Englische.

Die Organisation, in der A. Dawish für soziales Marketing seit zehn Jahren arbeitet, wurde 2002 als Sozialprojekt von Studierenden gegründet. Bei den Angeboten geht es nicht um Mildtätigkeit, sondern sie bedeuten Hilfe zur Selbsthilfe. Die offizielle



Treffen mit Aminah Dawish

Zahl für Menschen, die unterhalb der Armutsgrenze mit zwei Dollar pro Tag leben, wird mit 25 % angegeben. In Wirklichkeit sind es aber wesentlich mehr, in Oberägypten ca. 40 %. Das Durchschnittseinkommen für eine Familie beträgt ca. 1.200 ägyptische Pfund, das sind 113 Euro. Dieses gilt für den privaten Sektor, staatliche Angestellte verdienen weniger. Die Bevölkerung lebt mit einem „Armutserbe“, mit Arbeitslosigkeit, schlechter Bildung und unzureichenden Gesundheitsbedingungen. Viele Menschen leben als ausgegrenzte Gesellschaftsschichten. Es fehlt nicht an Arbeitsmöglichkeiten, aber die Arbeitgeber wissen nicht, wo und wie die Arbeitssuchenden zu finden sind.

Die Organisation sieht sich als Bindeglied zwischen Arbeitssuchenden und Arbeitgebern. Sie kümmert sich um ganze Familien, um sie „über die Linie zu schieben“.

Der Focus liegt auf Frauen- und Kindergesundheit, persönlicher Hygiene, Basisernährung, Schwangerschaft, Verhütung und dem sehr großen Problem der Genitalverstümmelung bei Frauen. Lungenentzündung ist die häufigste Todesursache bei

Babys. Es geht vor allem um eine gesunde, neue junge Generation.

Große Probleme gibt es in der schulischen Erziehung; private Schulen sind sehr teuer, die staatlichen Schulen leiden unter Lehrermangel und deren schlechten Arbeitsbedingungen. Es gibt zwölfjährige Kinder, die noch nicht ihren Namen schreiben können. Schlechte Schulen, schlechte Bedingungen – ein Teufelskreis. In außerschulischen Kursen verarbeiten die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Organisation kreativ die Lehrpläne der Schule mit Musik, Theater, Kunst. Zuerst wird Schreiben und Lesen geübt und damit die Fähigkeit, sich am Arbeitsmarkt zu bewerben. Das Herz muss für die Arbeit schlagen, nicht jeder muss Ingenieur oder Doktor sein!

Punktuell wird in verschiedenen Gebieten Ägyptens ausgebildet, mit regionaler Einschränkung kann wirksamer gearbeitet werden. Die Ausbildung bezieht sich auf das Handwerk: Automechanik, Elektrogerätee, auf praktische Bereiche: Textilarbeiten, Patchwork, Lederarbeiten, Teppiche knüpfen, auf Dienstleistung: Sekretariat mit Kenntnissen in Buchführung, Computer-Bedienung, Englisch, auf hauswirtschaftliche Bereiche sowie auf Kindererziehung. Die Organisation sorgt für geregelte Verträge bei Anstellungen und bei kleiner Selbstständigkeit für Mikrokredite. Oft kann durch Partnerschaft ein Geschäft erweitert werden. Die erwirtschafteten Einnahmen fließen zum Teil wieder in den Kreislauf der Organisation. Junge Studierende werden im Know-How ausgebildet. Nach der Revolution stagnierten viele Arbeitsverhältnisse; es gab Entlassungen bei Arbeitern und Angestellten. Als Nichtregierungsorganisation (NGO) ist die Organisation auf mehrere Arten der Geldbeschaffung für ihre Arbeit angewiesen. Sie erhält Spenden von größeren Firmen und

Unterstützung von nationalen und internationalen Stiftungen, vor allem von namhaften Unternehmern aus der Schweiz, ebenso individuelle Spenden aus dem eigenen Land. (Mildtätigkeit ist eine der Säulen des Islam.) Sie nimmt keinerlei Gelder von anderen religiösen und politischen Institutionen an; in dieser Beziehung ist sie sehr vorsichtig. Mehrere Male im Jahr werden die Spender über den Verbleib des Geldes informiert.

In der Werbeabteilung werden Bücher und Briefpapier gestaltet und in Papeterien verkauft. In der gesamten Organisation arbeiten ca. 45 Personen hauptamtlich; durch viele ehrenamtliche Mitarbeiter werden im Jahr ca. 2.500 Arbeitssuchende erreicht und ausgebildet. Um 1.100 Familien im Jahr kümmert man sich ebenfalls.

Fair Trade Egypt

Ein kurzer Besuch führt in die „Fair Trade Egypt“ Zentrale der offiziellen Organisation Ägyptens. Von der Produktmanagerin erfahren wir: Die Organisation besteht seit 2008 und betreut 38 kleinere Niederlassungen im ganzen Land. Sie bietet Verkaufstraining und Schulungen für die Mitarbeiter an. 70 % von ihnen sind Frauen. „Fair Trade Egypt“ verfolgt als Ziel, die Lebensbedingungen der im fairen Handel Tätigen vor allem in Bezug auf Hygiene, Gesundheit und Bildung zu verbessern und Familieneinkommen zu sichern. Fair Trade soll zu einer größeren sozialen Gerechtigkeit verhelfen. Internationaler Handel und Globalisierung kann Menschen ins soziale Abseits drängen. Deutschland gehört zu den größten Abnehmern ihrer Waren (Weltgebetstag!), aber nur 0,02 % basiert weltweit auf Fair Trade. Es bestehen aber auch kleinere Kooperationen mit Amerika und Holland. Die Organisation versucht, neue Absatzmärkte zu erschließen,

alte Handwerkskunst (z.B. der nubischen Bevölkerung in Oberägypten) zu erhalten und unter globalen Bedingungen weiter zu entwickeln. Für den Sinai werden Bibel-Einbände hergestellt. Unsere Frage nach Kinderarbeit wird so beantwortet: Kinderarbeit sei grundsätzlich nur zugelassen, um die alten Techniken zu erhalten und weiter zu geben. Aber das lasse sich im Einzelnen nicht nachprüfen. Viele Kinder arbeiten in Steinbrüchen und Ziegeleien.

Die Schriftstellerin und Journalistin Mansoura Ez Eldin

M. Ezz Eldin wurde über die Grenzen Ägyptens hinaus durch ihr Buch „Hinter dem Paradies“ bekannt. Sie erzählt uns, dass sie aus einem kleinen Dorf im Nildelta stammt; im Alter von achtzehn Jahren ging sie mit Unterstützung der Mutter zum Studium nach Kairo. Nach dem Tod der Mutter schrieb sie dieses Buch, welches das Leben ihrer Mutter und das der Frauen auf dem Land über einige Generationen

hinweg schildert. Es geht um Familienstrukturen und Veränderungen in der Gesellschaft, um ein Bild der Traditionen und Auswirkungen auf das menschliche Leben zu zeigen.

Sie spricht offen über die politische Lage und über die Rolle der Journalisten und Schriftsteller. Eine ihrer Aussagen: Die Revolution hatte keinen Führer; das war zum Nachteil; die Folgen seien bis jetzt spürbar. Der eigentliche Kampf gehe zwischen zwei extremen Gruppen, die beide an die Macht kommen und die Scharia einführen wollen. Die Scharia gilt nur für Muslime. M. Ez Eldin sagt, der ehemalige Präsident Mursi habe sich gegen eine Demokratisierung gestellt, obwohl er demokratisch gewählt wurde.

Sie berichtet, dass Mursi-Anhänger mit Bussen in abgelegene Dörfer gefahren sind, um Frauen, die nicht schreiben und lesen konnten, in die Wahllokale zu bringen, damit sie mit einem Fingerabdruck für den Kandidaten Mursi ihre Stimme abgäben. Zur Stellung der Frau sagt sie, dieses sei ein sehr schmerzhaftes Thema; Frauen sollen in eine Rolle gedrängt werden, die sie vor Jahrhunderten innehatten. Vor der Revolution hatten die Frauen ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit, jetzt sagen sie: „Der Kampf um Anerkennung geht weiter“. Ägyptische Schriftstellerinnen waren vom ersten Tag an auf dem Tahir-Platz. Festgenommene Demonstrantinnen wurden in der Haft auf ihre Jungfräulichkeit untersucht, um ihre „Reinheit“ festzustellen. Die damaligen Präsidenten Mubarak und Mursi schickten Schlägertruppen auf den Tahir, es gab systematische Vergewaltigungen. Verhaftete Schwerverbrecher wurden aus dem Gefängnis für diese Aktionen freigelassen. Aktivisten kamen vor Gericht, wenn andere Morde verübt haben. Die Richter hatten Angst, demokratisch Recht zu spre-



Mansoura Ez Eldin

chen. Die Meinung der Extremisten ist: „Warum kommen die Frauen hierher, ihr Platz ist zu Hause, sie sind selbst schuld.“ Seit ca. zehn Jahren gibt es verbale und körperliche Gewalt gegen Frauen auf Straßen und Plätzen. Laut Statistik haben 80% der ägyptischen Frauen sexuelle Gewalt erlitten. 2005 wurden bei einer Demonstration gegen Mubarak Kolleginnen von M. Ez Eldin auf dem Tahir-Platz entkleidet und vergewaltigt; Gruppenvergewaltigungen hatten System: Eine Frau wird von ihrer Gruppe getrennt, mehrere Dutzend Männer bilden einen Kreis, man reißt ihr die Kleider vom Leib, sie wird von mehreren Männern vergewaltigt. Wenn sie fliehen will, hetzen die Männer hinterher. M. Ez Eldin wurde bei einer Demo 2005 zusammengeschlagen. Betroffene Frauen wurden zur medizinischen Behandlung in eine nahe gelegene Kirche gebracht, nicht ins Krankenhaus, da dort die Geheimpolizei auf sie wartete.

Am 25.12. 2012 gab es den Höhepunkt der Demonstrationen; trotz der drohenden sexuellen Gewalt gaben viele Frauen nicht auf. Vergewaltigung wird also als Massenvernichtungs-Waffe gegen Frauen eingesetzt. Die Meinung dieser Männer war: „Deine Vagina gehört allen.“ Bekannt wurden diese Gruppenvergewaltigungen in Deutschland durch das Bild der „Jungen Frau im blauen BH“, wo man so eine Szene fotografisch festgehalten hat. Die Gleichstellung der Frau wurde 2012 aus der ägyptischen Verfassung gestrichen, dafür wurde das Heiratsalter von Mädchen von 18 auf 12 Jahre herabgesetzt. Diese Verfassung hatte die Stellung aller Nichtmuslime verschlechtert. M. Ez Eldin gibt uns mit auf den Weg: Die ägyptischen Frauen werden trotz allem die Hoffnung auf Gerechtigkeit und Durchsetzung der Menschenrechte für alle nicht aufgeben, auch wenn ein langer und schwerer Weg vor ihnen liegt.

Zu Besuch in einer koptisch-orthodoxen Kirchengemeinde

An einem Tag sind wir Gäste in einer koptisch-orthodoxen Kirchengemeinde, die in einem sehr armen Stadtviertel mit engen Wohnverhältnissen liegt. Wir treffen uns zunächst in der Kapelle des Heiligen Minas und werden danach in der ältesten koptischen Kirche Kairos empfangen; der ganze Komplex ist den Erzengeln Michael und Gabriel gewidmet. Wir erfahren in einem fröhlichen Gespräch von zwei Priestern etwas von der Geschichte und der Theologie der koptischen Kirche. Einige Damen der Gemeinde berichten uns von ihrem diakonischen Engagement.



Zwei Priester

In diesem überbevölkerten Viertel kümmerst man sich speziell um alte Menschen und Mädchen in allen Aspekten ihres Lebens. Da koptische Mädchen nicht verschleiert sind, gibt es öfter sexuelle Übergriffe auf sie, ansonsten gestaltet sich das Zusammenleben mit der muslimischen Bevölkerung relativ konfliktfrei. Diakonische Arbeit ist für eine koptische Gemeinde nicht typisch, aber da es genügend Ehrenamtliche gibt, wird sie hier praktiziert. Zur Gemeinde gehören 10.000 Gemeindemitglieder und drei Kirchen. Eine koptische Schwester, die dazu kommt, zeigt und erklärt uns ihr koptisches

Kreuz mit den zwölf Eckpunkten für die Apostel. Es gibt hier zwei Arten von Klöstern; in dem ersteren widmen sich die Nonnen dem geistlichen Leben, in dem zweiten gehen die Nonnen auf Anordnung ihres Bischofs diakonischen Aufgaben nach. Pater Josef, der mit seinem Sohn zu dem Treffen kommt, sagt uns, dass Priester heiraten dürfen, Mönche dagegen nicht.

Es gibt eine schwache Annäherung zur röm.-kath. Kirche seit Paul VI. Es besteht ein Kirchenrat aus der griechisch-orthodoxen, der anglikanischen, der protestantischen und der koptisch-katholischen Kirche.

Nach der Beteiligung der koptischen Kirche während der Revolution gefragt, sagen sie, die Kirche solle zwar nur beten und sich politisch nicht einmischen, aber privat gäbe es hier und da ein politisches Engagement.

Nach dem Gespräch werden wir mit großer Gastfreundlichkeit zu einem ägyptischen Imbiss mit Fladenbrot und Falafel eingeladen. Eine große Kindergruppe hinter dem Zaun bestaunt uns fremde Frauen. Einem kleinen Mädchen schenke ich meinen Frauenhilfs-Fächer, da sie ihn voller Bewunderung betrachtet. Gleich läuft sie begeistert zu ihrer Mutter.

Nationaler Ägyptischer Frauenrat National Council for Women (NCW)

Wir wurden in einem gut ausgestatteten Konferenzraum von der stellvertretenden Direktorin erwartet sowie von einem Kamera-Team des Fernsehens, das alles aufnahm, um es am Abend zu senden. Auf den Tischen standen Flaggen mit dem Logo des NCW zusammen mit den ägyptischen Nationalfahnen. Das Logo des NCW zeigt eine aufgehende Sonne und neben der Sphinx eine aufrecht stehende selbstbewusste ägyptische Frau.

Diese Institution gab es schon zu Präsident

Mubaraks Zeiten und wurde damals sehr von seiner Ehefrau Suzanne beeinflusst. Der Frauenrat wurde auf Beschluss des Präsidenten als Bindeglied zwischen Regierungs- und Nichtregierungs-Institutionen gegründet. Seit der Revolution hat sich Grundlegendes geändert und neu definiert. Aber nach wie vor ist es das Ziel, Frauen für ihr eigenes und das politische Leben zu stärken und zu ermächtigen. Nach den neuen Dekreten sind dies die Aufgaben des NCW: Darauf zu achten, dass Vorschläge in Bezug auf Frauenrechte durch die Politik realisiert werden (Familien und Sozialgesetzgebung), Beratung für Frauen zu gewährleisten, Forschung bezüglich Frauenfragen zu betreiben, Unabhängigkeit der Frauen durch Registrierung und Ausstellung von Pässen zu fördern, finanzielle Unabhängigkeit durch Mikrokredite zu betreiben, kostenlose medizinische Untersuchungen für arme Frauen anzubieten, dafür zu sorgen, dass Frauen sich vor Gewalt sicher fühlen, besonders in sexueller Hinsicht. Es werden neue Frauengesetze geplant. Alle Frauen sollen die Möglichkeit haben, zu Wahlen zu gehen. Für Beschwerden von Frauen gibt es eine kostenlose Hotline (wie können Analphabetinnen diese nutzen?) usw.

Die Referentin versucht, mit einer großen Fülle an Zahlenmaterial die Erfolge des NCW zu belegen. Die Finanzierung stammt ausschließlich vom Staat, so ist der Frauenrat ihr Sprachrohr. Da wir in den Frauengruppen, die wir besuchten, viel Gegensätzliches hörten, nehmen wir nach einem üppigen Buffet mit viel Skepsis Abschied. Ägypten, ein Land voller Widersprüche für Frauen.

Treffen im Rehabilitationszentrum für drogenabhängige junge Mädchen

Bei dieser Initiative geht es um die Rehabilitation von jungen Mädchen und Frauen,

die drogenabhängig sind, vergewaltigt wurden oder als Scheidungskinder kein Zuhause mehr haben und ohne Perspektive sind. Die Leiterin Amani Eltunsi und die Bewohnerinnen des Hauses begrüßen uns herzlich, aber zurückhaltend. A. Eltunsi bittet uns als erstes, keine Fotos zu machen. Die Mädchen seien dann nicht mehr sicher und vom Tod bedroht. Wegen Facebook, Internet und Diavorträgen könnten die Fotos um die Welt gehen; die Familie des betreffenden Mädchens verliert so ihre Ehre. Dieser Ort in Kairo ist ein geschützter Raum, in dem die Mädchen sicher sind und wo ihnen geholfen werden kann. Es ist schwierig, in der arabischen Welt mit Normabweichungen zu leben.

Zu Zeit sind acht junge Frauen in Behandlung, diese dauert ca. sechs Monate. Als erstes müssen die Mädchen alle früheren Kontakte abbrechen, sie sollen sich erst selbst finden. Es herrscht ein streng geregelter Tagesablauf. Auch dürfen sie anfänglich nicht das Haus verlassen und bekommen erst nach und nach Freigang. Nach medizinischer Behandlung erfolgt psychische Einzel- und Gruppentherapie. Wenn möglich, werden auch Familienangehörige mit einbezogen. Bis auf den Arzt gibt es nur weibliches Personal. Dieses setzt sich meist aus ehemaligen Klientinnen zusammen. Wenn Ex-Süchtige, sich um Süchtige kümmern, macht dieses die Sucht behandelbar. Die jungen Frauen zeigen uns von ihnen gemalte Bilder, sie haben ihre Träume und Sehnsüchte zu Papier gebracht. Drei der Mädchen schildern uns ihr Leben mit allen Höhen, Tiefen und auch Hoffnungen. Sie lernen, Konflikte gewaltfrei zu lösen. Hier ist eine Schaltstelle von einem „schlechten“ zu einem „guten Leben. Die Erfolgsquote liegt bei 75–80%. Nach der Entlassung bleiben die jungen Frauen in Kontakt mit dem Haus, und sind so auf einem guten

Weg. Zu Festen, Weihnachten und ähnlichen Feiertagen sind die Ehemaligen immer eingeladen, ein guter Indikator des Erfolges. Ein zweites Projekt dieses Hauses ist:

Girls only radio station

Nach ihrem Studium machte A. Eltunsi bei einem Jugendmagazin die Erfahrung, welche Macht und Kraft die Medien auf die Denkweise der jungen Frauen in Ägypten ausüben können. Sie wollte sich jedoch nicht mit Mode und Schönheit beschäftigen, sondern mit dem, was Mädchen denken und fühlen. In der arabischen Welt sind sie mit vielen Problemen allein, nur weil sie Mädchen sind. Was bei Jungen selbstverständlich ist, wird von Mädchen nicht hingenommen.

Das Waisenhaus „EDAMEER El HAI“, „Lebendiges Gewissen“

Auf dem Schild am Eingang des Hauses steht auf Arabisch: „Ich, der Prophet, und alle, die sich um Waisen kümmern, werden im Paradies sein.“

Zunächst werden wir im Garten des mehrstöckigen Hauses von einer großen Mädchenschar herzlich empfangen. Die älteren Mädchen in blau, die jüngeren in pink einheitlich gekleidet, stellen sich mit ihrem Namen und deren Bedeutung vor.



Mädchenschar im Waisenhaus

Dann werden wir in einen großen Saal geführt, und nach einem Willkommenslied führen die größeren Mädchen ein Kindermusical auf. Sie treten in Kostümen von Früchten auf, jede Frucht soll eines der umliegenden arabischen Länder symbolisieren. Ein Mädchen, als Biene verkleidet, ärgert alle anderen Fruchttchen, die ihrerseits die Biene bewerfen, bis sich alles in Harmonie und Freundschaft auflöst. Die Symbolik: Biene-Israel, Apfelsine-Palästina, Mango-Ägypten, Dubai-Erdbeere, Banane-Marokko etc. Bei der Besichtigung aller Zimmer überzeugen wir uns davon, dass alles einfach, aber liebevoll und kindgerecht eingerichtet ist; die Kinder machen einen gepflegten und fröhlichen Eindruck. Jedes der kleinen Mädchen möchte uns ihr Bett und ihr Kuscheltier zeigen.

Magda El Hefnafi, die Gründerin und Leiterin, erwartet uns mit einem Erfrischungsgetränk und berichtet: In Ägypten gibt es keine Adoption, es gibt aber das Konzept der Pflegefamilie. Da M. El Hefnafi aus einer begüterten Familie stammt, konnte sie vor zwölf Jahren dieses Haus kaufen. Normalerweise werden Waisen von der Sippe betreut. Bei den Mädchen handelt es sich um ausgesetzte, nicht gewollte Kinder, die zum Teil vor dem Haus abgelegt wurden. Es werden nur Mädchen, selten Jungen ausgesetzt. Nie hat jemand nach dem Verbleib der Kinder gefragt. Ein uneheliches Kind in der Familie bedeutet Schande, nicht selten wird die junge Mutter getötet.

Die Kinder bekommen Namen, im Moment wohnen fünfzig Mädchen hier. Sie besuchen eine Privatschule und bekommen danach die Möglichkeit einer Ausbildung. Sie dürfen hier bis zum achtzehnten Lebensjahr wohnen. Beim Auszug wird ihnen ein Appartement zur Verfügung gestellt, so lange, bis sie selbst Geld verdienen oder heiraten.

M. El Hefnafi kümmert sich selbst liebevoll um jedes Mädchen, um ihre Gesundheit, aber auch um ihre Seele. Sie selbst hat eine eigene Familie mit Kindern und Enkeln, ist aber glücklich mit dieser Lebensaufgabe. Man merkt, wie sie von den Kindern geliebt wird, die Mädchen hängen wie eine Traube an ihr!

Finanziert wird das Haus über Spendengelder wohlhabender Ägypter. M. El Hefnafi nimmt nichts von der Regierung an, um nicht beeinflussbar zu sein. Die Waisenhäuser des Staates sind überfüllt und nicht gut, diese Mädchen hier leben privilegiert und werden vor einem schweren Lebensweg bewahrt. Die Mädchen begleiten uns beim Abschied zum Ausgang; die größeren wollen ihren Namen in mein Tagebuch schreiben: Nadai, Mairam, Amal, Boshra, Rahma, Nansi und Sahna. Wir nehmen mit einem guten Gefühl Abschied. Hier habe ich den zweiten Teil der von mir gesammelten Spenden abgegeben.

***„Al Baqiat Al Salihat“,
„Die bleibenden guten Taten, die
auf Erden Bestand haben“***

Wir besuchen ein Heim, ein Zuhause, für so genannte „Straßensenioren“. Es sind Männer mit Alzheimer, arm und obdachlos, die von ihren Familien ausgesetzt werden. Wir hören, diese Praxis sei nicht ungewöhnlich; die Not treibt Familien dazu. Wir werden von der Leiterin des Hauses, Marwa Yassin, erwartet und begrüßt, sie ist die Tochter der Gründerin Dr. Abla El Khahlawy. Das Motto des Hauses ist, denen die Hand auszustrecken, die in Not sind. Menschen mit Alzheimer werden von der Familie und auch von Krankenhäusern abgelehnt, da es sich um keine anerkannte Krankheit handelt.

Die Ausstattung des Hauses ist speziell für Alzheimer-Patienten zusammengestellt

worden, um durch Licht, besondere Möbel und Freizeitgestaltung die Spannung der Männer zu lindern und auf sie einzugehen. Im Moment werden neun Patienten spirituell, medizinisch und psychologisch betreut. Das Personal wurde von Geriatrie-Spezialisten ausgebildet; der westliche Ansatz im Umgang mit den Patienten wurde teilweise übernommen. Respekt vor einander, liebevolle Zuwendung und Menschenwürde sind oberste Gebote. Es werden in Abständen Workshops für die Nachbarschaft angeboten, um die gegenseitige Akzeptanz zu fördern.

Wir dürfen ins obere Stockwerk gehen und mit den Bewohnern sprechen; sie sitzen erwartungsvoll in ihrem Sonntagsstaat da und genießen unser Interesse. In diesem Haus habe ich die Hälfte der Spenden abgegeben, die ich bei meinen Vorträgen erhalten habe.

Parallel zu diesem Männerwohnheim gibt es auch das „Mums House“ für an Alzheimer erkrankte Frauen. Ihnen wurde ein Haus mit besonderer ägyptischer Atmosphäre geschaffen.

Wir sehen das Modell eines großen Krankenhaus-Komplexes und erfahren, dass es ein Krankenhaus für krebserkrankte Kinder und ihre Mütter und Geschwister werden soll. Zurzeit werden diese Kinder in staatlichen Krankenhäusern nicht stationär aufgenommen, sondern nur zweimal pro Woche ambulant behandelt. Da die Mütter mit ihren Kindern oft von weither kommen, nächtigen sie hilflos und erschöpft auf der Straße. Nach Fertigstellung des Krankenhauses wird ihnen diese Möglichkeit der Unterbringung angeboten. Auch eine Schmerz-Ambulanz und ein Hospiz mit Palliativmedizin werden integriert. Das Grundstück des neuen Komplexes wurde von der damaligen Mubarak-Regierung zur Verfügung gestellt, und die Rechtmä-

ßigkeit wurde inzwischen auch von der neuen Regierung bestätigt. Sie sind – so wird uns mit Stolz gesagt – eine vertrauenswürdige Organisation.

Die Finanzierung dieses gewaltigen Projektes erfolgt durch die Gage für TV-Auftritte von Dr. Abla El Kahlawy, die eine anerkannte und berühmte Predigerin ist. Es wird besonderer Wert auf die Feststellung gelegt, dass es kein religiöses Projekt ist; im Vorstand sind auch zwei Kopten tätig. Das Ganze soll nicht unter dem Schirm der Religion stehen sondern unter dem Namen der Menschlichkeit für das ägyptische Volk.

Projekt unserer Reiseleiterin Samah Samir

Samah informiert uns heute nicht über ihr Heimatland Ägypten, sondern über das Projekt, dessen Mitbegründerin sie ist. Mit ihr kommt ihr Mitarbeiter Ossama Rhageb. Samah berichtet, dass sie aus einer Familie von Aktivisten stammt, die sich für Frauen einsetzen, welche vor Gericht stehen. Während der Revolution lernte sie auf dem Tahir-Platz Straßenkinder kennen, die furchtlos unter den Demonstranten unterwegs waren. Sie sagten: „Wir haben keine Angst, wenn Gott will, dass ich sterbe, so sterbe ich. Wir suchen auch die Freiheit.“ So begann sie, mit kleinen Unternehmungen, Kinder um sich zu versammeln, um ihnen eine andere Sicht auf das Leben zu vermitteln. Z.B. sollten sie beim Besuch eines Museums etwas anderes von ihrem Land erfahren. Sie besuchen koptische und muslimische Einrichtungen, Kirchen und Moscheen. Mit den kleineren Kindern wird ein Bilderbuch ausgemalt von „Omar und Philipp“, die Moscheen und Kirchen besuchen. Für Schul-Abbrecher aus staatlichen Schulen richten sie Klassen vom 1.–3. Schuljahr

ein, dort wird Lesen, Schreiben und Sprachfähigkeit gelehrt. Viele der Kinder arbeiten, obwohl Kinderarbeit verboten ist. Die Lehrkräfte unterrichten ehrenamtlich. Staatliche Lehrer haben ein sehr niedriges Gehalt, sie müssen eine Zweitarbeit annehmen. Samah und ihre Mitarbeiter wollen sich für bessere Bildung, gegenseitige Toleranz und Akzeptanz als Lebensstil einsetzen. Deshalb fangen sie bei den Kindern an, die am Rande der Gesellschaft stehen. Einmal monatlich bieten sie im Haus eines befreundeten Arztes für Frauen Untersuchungen und Aufklärung über verschiedene gesundheitliche Themen an. Seit 2011 haben über 1.500 Untersuchungen stattgefunden, und über 30 Augenoperationen fanden statt.

Ein weiteres Projekt ihrer Organisation, die aus 15 Mitarbeitern (Christen und Muslimen) besteht, ist die Arbeit in einem entlegenen Dorf. Unterstützt durch einen kleinen Mikrokredit, halten Frauen Hühner und Ziegen; die Produkte werden verkauft. Samah sagt, es sei sehr gut, dass verschiedene Glaubensrichtungen zusammen arbeiten. Die Arbeit wird durch großzügige Spenden der wohlhabenden Bevölkerung getragen.

Die Auseinandersetzungen zwischen Menschen verschiedener Religionen werden dann immer stärker, wenn die politische und wirtschaftliche Lage schlechter wird. In Schlüsselpositionen der neuen Regierung, in den Ministerien und der Polizei sind immer noch die „Alten Köpfe“; auch an Misshandlungen, Kindesentführungen und Folter habe sich nichts verändert. Die arme Bevölkerung kann nicht verstehen, dass positive Veränderungen so lange dauern. Obwohl Gesetze gegen Gewalt bestehen, werden sie nicht eingehalten. Aber seit Beginn der Revolution lassen sich Frauen Gewalt nicht mehr gefallen.

Projekt ADEW – Rechtsberatung für Frauen

Wir werden empfangen von Rasha Raslan, die als Managerin für Training/Medien/Öffentlichkeitsarbeit in der seit 1980er Jahren bestehenden Organisation beschäftigt ist. Es ist eine Nicht-Regierungs-Organisation, die sich speziell für weibliche Familienvorstände und Alleinerziehende einsetzt. Studien ergaben, dass in bestimmten Gegenden Ägyptens 56% der Frauen einer Familie vorstehen bzw. diese ernähren. Da dies im Widerspruch zur ägyptischen Tradition „Der Mann ist der Ernährer“, steht, wurden von der Regierung diese Statistiken nicht anerkannt, und somit konnten keine Förderprogramme für Frauen entwickelt werden. Zuerst gilt der Ehemann als Familienvorstand, danach der Bruder, Onkel, die großen Söhne ...

Die Organisation begann, nicht nur die Frauen, sondern das Familiensystem zu unterstützen. Seit 1987 wurden in Ägypten sechzehn Niederlassungen mit einem breit gefächerten Programm gegründet. Die Büros sind direkt vor Ort, wo das heimische Personal mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut ist. Es profitierten seitdem:

200.000 Frauen von Mikrokrediten, (für Nähmaschinen, kleine Gewerbe). Auch als Analphabetin kann eine Frau einen Mikrokredit bekommen, es genügt der Fingerabdruck.

27.000 Frauen von der Rechtsberatung, 120.000 Frauen von der Sprachförderung „Die ägyptische Frau spricht“. In diesem Programm wird über die Rechte der Frauen informiert und über die Gleichbehandlung von Töchtern und Söhnen. Dazu gehört auch die Alphabetisierung. Bei einer Einwohnerzahl von 82 Mio. sind rund 17 Mio. Ägypter Analphabeten, das sind 70 % des gesamten arabischen Raumes. 18. 000 Frau-

en wurden geschult in medizinischer Aufklärung und Gesundheitstraining.

11.000 Mädchen/junge Frauen nahmen am Projekt „Mädchenträume“ teil. Dieses Projekt wurde mit Hilfe von Wissenschaftlerinnen entwickelt, nachdem Untersuchungen ergaben, dass der einzige Lebensraum der Mädchen in der Eheschließung liegt. Sie sagen: „Heiraten oder sterben“. Es werden den Mädchen Alternativen und Zukunftsträume zur frühen Ehe mit Kindern aufgezeigt: Schulabschluss und Ausbildung. Frauen, die vor fünfzehn Jahren dieses Programm durchliefen, schicken nun ihre Töchter.

Mädchen wollen bei einer Heirat ihr Viertel nicht verlassen. Jungen werden früh aus der Schule genommen, um zu arbeiten; Mädchen, um zu heiraten. Die Mädchen lernen jetzt, dass Schule und Ausbildung wichtig und wertvoll sind. Außerdem nahmen Hunderte von Frauen Hilfe bei häuslicher Gewalt in Anspruch. In ländlichen Gebieten ist Gewalt nichts Außergewöhnliches.

Bis zur Revolution erwirkte ADEW viele Veränderungen auf politischer Ebene; nach der Revolution musste die Mitarbeiterzahl halbiert werden. AEDW wurde hauptsächlich aus Spenden finanziert, die aus dem Ausland kommen: z.B. von Ev. Kirche in Deutschland, GTZ, UNO -Hilfswerk und dem Frauenhilfswerk der UN. Später wurde die soziale Verantwortung auch innerhalb Ägyptens erkannt; nationale Banken, Geschäftsleute und Privatpersonen unterstützen diese wichtige Organisation. Die Regierung unter Präsident Mursi hatte alle Zahlungen an Organisationen gestoppt, die sich um Menschenrechte kümmern. Es soll eine neue Rechtssicherheit entstehen, aber bislang gibt es noch keine Förderung für Menschenrechtsorganisationen. Das Emblem von ADEW ist der Kopf einer

ägyptischen Frau, von dem ringsherum Strahlen ausgehen. Die Frau als Kernpunkt der Familie mit Strahlen der Hoffnung.

Treffen mit den Frauen des Ägyptischen Nationalen Weltgebetstagskomitees

Die Fahrt zur evangelischen Gemeinde „Bethel Imanuel“ verzögert sich, da der Fahrer unseres Busses und die Sicherheitsbeamten, die uns immer begleiten, ihre Gebetszeiten einhalten müssen. Die Gemeinde hat ihren Ursprung in der holländisch reformierten Kirche. Es ist Rush Hour; wir fahren durch den dicht besiedelten Stadtteil „El Faragalla“ – im 19. Jahrhundert waren hier noch große Rettich-Felder angebaut – vorbei am Außenministerium, am Fernsehturm und den Rundfunkgebäuden. Wir sehen auch das weltberühmte Menah House Hotel, das zur Einweihung des Suezkanals für hochrangige Gäste erbaut wurde. An den Seitenstreifen der Straßen werden Eukalyptusbäume und Tamarinden angebaut, um die Sandstürme zurück zu halten.

Die Frauen des Komitees sind stolz auf die Geschichte des Christentums in Ägypten. Der Evangelist Markus gilt als der Begründer der ägyptischen Kirche. Rund 90% der Bevölkerung ist muslimisch, 10% gehören einer christlichen Kirche an, davon sind ca. 8 Mio. koptisch-orthodox, 40.000 griechisch-orthodox, zu den katholischen Kirchen zählt die Koptisch-Katholische mit 165.000 Gläubigen, zu den ca. 17 evangelischen Kirchen die Koptisch-Evangelische bzw. die Presbyterianische Kirche mit 300.000 Mitgliedern.

Im Bus hören wir die Andacht; wir bekommen den Blauen Engel, unser Gruppensymbol, ausgehändigt. Blau ist die Farbe der Frauenhilfe, Engel sind gleichbedeutend symbolisch für Christen sowie für Muslime.

Wir werden von Dr. Mary Massoud, der

Präsidentin des Ägyptischen Nationalen WGT-Komitees, und weiteren Frauen herzlich empfangen und begrüßt. Das ganze Team ist allerdings nicht anwesend. Heute ist das turnusmäßige Arbeitstreffen, an dem wir teilhaben dürfen. Bei Tee, Kaffee und Gebäck kommen wir ins Gespräch und gehen aufeinander zu.

Pfarrerin Birgit Reiche stellt unsere Gruppe und speziell die WGT-Arbeit in der Westfälischen Frauenhilfe vor. Mit einem Gebet der ägyptischen Frauen, die um Gottes Beistand und Segen für unser Zusammensein bitten, beginnt der Nachmittag.



Frauen des Ägyptischen Nationalen Weltgebetstagskomitees

An der Gebetsordnung haben Frauen der verschiedenen Religionsgemeinschaften gearbeitet. Mit einer Power-Point-Präsentation werden wir informiert, wie der WGT 2013 in Ägypten begangen wurde. Dreißig Gemeinden haben sich beteiligt, in Kairo gab es sechs Gottesdienste, die in Englisch, Französisch, Sudanesisch und in arabischer Sprache gefeiert wurden. In einer katholischen Gemeinde hat ein Priester den Gottesdienst geleitet, aber Frauen haben ihn gestaltet – genau wie bei uns!

Die Kollekte der WGT-Gottesdienste in Kairo wurden zu 90 % für Straßenkinder verwandt, für die sich die Gemeinden en-

gagiert einsetzen. 10% ist für die Arbeit des Nationalen WGTs.

In Alexandria gibt es zwei baptistische Gemeinden, hier fand ein Gottesdienst mit 200 Frauen statt, in der Kapelle des amerikanischen Hospitals fanden sich 400 Gottesdienstbesucherinnen ein.

In der presbyterianischen Kirche in Suad war der Schwerpunkt auf die Fremden und Bedürftigen und die Rolle der Kirche ausgerichtet.

Auch im Irak fand trotz aller Schwierigkeiten ein WGT-Gottesdienst statt, dafür danken sie Gott. Wir sehen jetzt noch einen kleinen Film über die Arbeit mit den zwei Mio. Straßenkindern Kairos: „Wir glauben, dass Kinder ein besseres Leben verdienen!“

Die WGT-Frauen und ihr Team setzen sich für eine bessere Schulbildung ein, geben Kindern Hilfe bei sexueller Aufklärung und haben einen Mittagstisch mit medizinischer Versorgung ins Leben gerufen. Bei ihrer Arbeit lassen sie sich vom Bibeltext 1.Joh.3,18 leiten: „Meine lieben Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit“.

Zum Abschluss des Treffens beten wir gemeinsam das Vaterunser, jede in ihrer Sprache. In der Stille bringt jede ihr Gebetsanliegen vor Gott. Herzliche Verabschiedung und Dank für diesen informativen Nachmittag, am Sonntag werden wir uns zum Gottesdienst wieder sehen.

Women and Memory Forum (WMF, Frauen-Erinnerungs- und Gedächtnis-Forum)

In ihrem Dokumentationszentrum treffen wir uns mit Dr. Hoda al-Saadi, Professorin für islamische Geschichte und Mitbegründerin des 1995 gegründeten Zentrums. Ihm gehören Wissenschaftlerinnen, Akademi-

kerinnen und Dozentinnen an. Wir werden empfangen in einem mit Bücherwänden, Frauenbildern und adäquaten Gegenständen bestückten Raum.

In der offiziellen neueren Geschichte Ägyptens tauchen Frauen kaum auf; Männer und Frauen sollen in Betrachtung der Geschichte ins Gleichgewicht gebracht werden. Die Mitarbeiterinnen gehen zurück zu alten literarischen Quellen. Frauen der Geschichte kommen dank ihrer Recherchen wieder in das Bewusstsein. Die negative Wahrnehmung und Darstellung arabischer Frauen in der öffentlichen arabischen Welt gilt es zu verändern. Durch kulturelle männliche Standpunkte fehlt es den Frauen an Wissen und Informationen über die Rolle der Frau in der Vergangenheit Ägyptens.

Zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert änderte sich die Einstellung zu Frauen, ihre Namen verschwanden in der Geschichtsschreibung.

In den Jahren zuvor wurde „ARWA“, der Name einer jemenitischen gelehrten Königin, vor dem Freitagsgebet von Männern genannt. Berühmte islamische Lehrer hatten ihr Wissen von Frauen übernommen. WMF setzt sich dafür ein, dass weibliche Standpunkte ebenso selbstverständlich sind wie männliche und zur Analyse und Interpretation ägyptischer Geschichte oder gesellschaftlicher Prozesse herangezogen werden.

Es werden Workshops zur geschlechtsspezifischen Erziehung für Studenten verschiedener Fachbereiche abgehalten. Für Frauen die nicht gut lesen können, werden zum besseren Verständnis Comics hergestellt.

Die Recherchen der WMF sollen in die Lehrpläne der Schulen übernommen werden, ebenso werden Bilderbücher über dieses Thema für Kinder hergestellt. Wissen soll für alle zugänglich sein!

Mädchen sollen sich nicht mehr alles vor-

schreiben lassen, sondern sie sollen sagen können: „Ich habe es aber anders gelesen!“

Außerdem ist eine Datenbank von weiblichen Experten nach dem Vorbild einer dänischen Datenbank im Internet für jedermann und jede Frau frei zugänglich. Der Name ist „Who is SHE in Egypt?“ Ein weiteres Interesse und Arbeit der Gruppe besteht darin, mündliche Erzählungen, Biografien und ähnliches über Frauen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine aktive öffentliche Rolle spielten, zu sammeln und zu dokumentieren. Es werden so genannte „Erinnerungskonferenzen“ abgehalten, um das kollektive Gedächtnis und die gesellschaftliche Erinnerung an weibliche Pioniere wieder zu beleben.

Dafür werden wissenschaftliche Arbeiten über Frauen im alten Ägypten und in islamischen Gesellschaften veröffentlicht. Ideen, die hoffentlich auch in den Schulalltag Einzug halten werden.

Samah Samir, unsere Reiseleiterin, schrieb mir vor einigen Wochen: „Noch nie haben wir solch furchtbare Zeiten in Ägypten erlebt und wir hoffen, dass das „ROT“ auf den Straßen bald nur noch in den Rosen zu sehen sein wird. Betet für uns, und nicht nur zum Weltgebetstag!“ Das möchte ich Ihnen hiermit weiter geben: WASSERSTRÖME IN DER WÜSTE.

Renate Schroeder, geb. am 23.2.1941 in Dresden, Ausbildung als Krankenschwester mit heilpädagogischer Zusatzausbildung. Arbeit in Krankenhäusern in Lüdenscheid und Bielefeld, danach in der



Renate Schroeder

Lebenshilfe Brackwede mit lernbehinderten Kindern.

Verheiratet, drei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder.

Ehrenamtlich tätig in ihrer Kirchengemeinde als Lektorin und in Frauenkreisen. Elf Jahre im Vor-

stand des Bezirksverbandes der Frauenhilfe, verantwortlich für die Weltgebetstagsarbeit mit Reisen in die jeweiligen Länder des Weltgebetstags und anschließenden Vorträgen im Land. Außerdem Engagement als „Grüne Dame“ im Altenheim.

Vre Karrers Leben und Werk oder Religiöser Sozialismus konkret

Von Willy Spieler

Es sind bereits zwölf Jahre vergangen, seit uns die Schreckensnachricht aus Somalia erreicht hat: Vre Karrer war am 22. Februar 2002 in Merka Opfer einer Gewalttat geworden. Die Krankenschwester und Hebamme aus der Schweiz, die seit 1992 in dieser Stadt am indischen Ozean arbeitete, wusste um die Gefahren ihres Einsatzes. „In Somalia wird mir täglich bewusst, wie sehr ich unter dem Risiko meines Lebens arbeite“, hatte sie schon Jahre vor ihrem

Tod in einem Brief für die Zeitschrift Neue Wege geschrieben. Auch von einem „Gefühl der Ungewissheit, das mich ständig und überall hin begleitet“, ist hier die Rede. Aber „diese Not“, so tröstete sich unsere Freundin, bringe sie

„dem Leben näher und so auch immer wieder der Zuversicht“.

Die Neuen Wege waren der privilegierte Ort von Vre Karrers Briefen aus Somalia, die 2003 unter dem Titel „Und grüsse euch mit dem Lied des Regenvogels“ als Buch erschienen sind.

Die Briefe berichten, wie Vre nach einer anfänglichen Arbeit am Distrikthospital von Merka dazu übergang, mitten in einem Elendsviertel der Stadt ein Ambulatorium einzurichten und sich gleichzeitig um die Ausbildung von Pflegepersonal zu kümmern. Unsere Freundin schuf in der Folge eine Schule für Strassenkinder, eine Berufsmittelschule und eine landwirtschaftliche Kooperative. Genossenschaftlich organisiert sollten all diese Gründungen werden und erst noch den Namen unserer Zeitschrift Neue Wege, später New Ways, tragen. Es gibt sogar eine ‚New-Way-Brücke‘ über eine Schlucht, die Merka in zwei Teile trennt.

„Es geschieht nichts, wenn es nicht konkret geschieht!“ Dieser Satz steht in einem Buch, das Vre Karrer schon 1983 veröffentlicht hat. Sein Titel war ihr Lebensinhalt: Subversive Liebe. Auszüge sind damals im Magazin des Tages-Anzeigers, einer der grossen Zeitungen der Schweiz, erschienen. Vre schrieb hier auch: „Nur der leiden-



Buch „Und grüsse Euch ...“

schaftlich Liebende will verändern.“ Und wie sie lieben, wie sie verändern wollte und konnte! „Ich stehe ein für Arbeit, Brot, Schulung und ein menschenwürdiges Leben für alle Menschen. Dürfte ich diesen Kampf nicht mehr führen, so klein mein Beitrag auch ist, müsste ich tatenlos zuschauen, wie Leben umgebracht wird, wie Kinder sterben, wie unsere Umwelt vernichtet wird – ich müsste auch sterben.“

Vre Karrer hat dem religiösen Sozialismus ein Gesicht gegeben, ihr Gesicht. Sie tat es durch ein Leben für Frieden und Gerechtigkeit, aus der Hoffnungsperspektive einer bewegten Frau.

Friedensarbeit

Die 1932 in Zürich geborene Vre Karrer ist in einer pazifistischen Familie aufgewachsen. Gusti Karrer, der Vater, hatte sein Schlüsselerlebnis als 17-jähriger zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Er sah, wie im Bahnhof Zürich-Oerlikon kriegsverletzte Soldaten ohne Beine und Arme eintrafen. „Und er sagte sich: Nie werde ich eine Waffe anfassen.“ Gret Karrer, die Mutter, musste monatelang die Familie allein durchbringen, weil der Vater wegen seiner Militärverweigerung im Gefängnis sass. Sie tat es mit Putzen und Waschen für andere Leute im Dorf.

„Zuchthäusler! Zuchthäusler!“ bekam die 8-jährige Vre auf dem Schulweg zu hören. Selbst im Bäckerladen wurde es still, als Vre ihn betrat. „Da sagte die Bäckersfrau, mich mit ihren guten Augen anblickend, mit fester Stimme: ‚Brot ist für alle da! Oder Vre?‘“ Am Beispiel dieser Bäckersfrau habe sie früh gelernt, sich „für eine Sache zu entscheiden, unabhängig davon, wieviele andere dagegen sind“. Das Kapitel ihres Buchs, das diese Geschichte erzählt, ist mit Brot überschrieben. „Brot bedeutet für mich Leben und Überleben, Aufstehen und

weitergehen. Brot backen, ist Freude. Brot schenken, bedeutet lieben.“

Vre unterschied zwischen der Gewalt, die sie ablehnte, und dem Widerstand, zu dem sie sich verpflichtet fühlte. Wegen ihrer Parteinahme für die Zürcher Jugendbewegung 1980 musste sie sich übelste Beschimpfungen gefallen lassen. Doch sie meinte: „Ich liebe Bewegung. Was sind die paar zerbrochenen Schaufensterscheiben für ein Unglück, gemessen am Unglück, das Macht- und Gelddenken mit seiner Politik hinterlässt, sei es bei uns oder gar in der Dritten Welt?“

Mit sechzig Jahren erhielt Vre Karrer die Kündigung als leitende Pflegefachfrau eines Zürcher Altersheims, weil sie dort Missstände angeprangert hatte. Das erleichterte ihr den Entschluss, in das kriegsversehrte Somalia zu gehen, um hier konkrete Zeichen des Friedens zu setzen. „Wieviele kriegsverstümmelte Menschen ich gesehen und behandelt habe, weiss ich nicht mehr“, heisst es schon in einem der ersten Briefe. An diesen Anblick konnte und wollte sie sich nicht gewöhnen. Noch Jahre später schrieb sie: „Es ist grauenhaft, was so ein Krieg anrichtet! Als ich die verstümmelten Menschen wieder vor mir hatte, kamen mir die Tränen vor Wut und Verzweiflung. Einzig der Gedanke, dass wir dranbleiben und ja nicht dem Fatalismus verfallen sollen – niemals! –, hielt mich aufrecht.“

Vre verstand auch ihren Unterricht als Friedensdienst: „Wer seinen Körper kennt, wird staunen und seinem Leben Sorge tragen. So wird er, hoffe ich, auch das Leben des Nächsten achten. Ja, Anatomie vermitteln ist entschieden ein Teil der Friedenspolitik!“ Überhaupt wollte Vre den Menschen „Bildung statt Waffen“ bringen. Einer ihrer Kurse stand unter dem Wahlspruch „Put the gun and take the pen!“ Es gab Lektionen in Lesen, Schreiben, Rechnen, Geo-

graphie und Geschichte. Die Männer durften aber nur teilnehmen, wenn sie bereit waren, ihre Waffen abzugeben.

Vre wurde in Somalia Zeugin eines unbittlichen Teufelskreises von Gewalt und Gegengewalt. Schon 1993 beklagte sie in einem Neue Wege-Gespräch das Versagen der UNO-Soldaten. Unfähig, mit der Bevölkerung zu kommunizieren, hätten diese „hilflosesten Helfer“ nur die „Sprache der Waffen“ gelernt. Mit verheerenden Folgen für die heranwachsende Jugend. „Es ist wohl nicht ohne Grund, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie so aggressive Kinder gesehen habe“. Vre war überzeugt, dass die Soldaten ihre Maschinengewehre ablegen sollten, um der Bevölkerung wirklich zu helfen. Sie „müssten ihre Hände freibekommen, um Wassergräben und Wege zu bauen“. Und: „Die UNO-Truppen müssten ganz anders ausgebildet und die Hälfte von ihnen müssten Frauen sein. Und unbedingt unbewaffnet.“ Vre erzählt, wie UNO-Soldaten ihrer Aufforderung folgten, cholerakranke Menschen zu waschen. „Die Männer waren zutiefst betroffen von diesem grenzenlosen Elend.“

Einsatz für Gerechtigkeit

Es gibt keinen religiösen Sozialismus, es gibt überhaupt keinen Sozialismus, wenn nicht Menschen da sind, die ihn leben. Zu ihnen gehörte unsere Freundin. Im Ambulatorium von Merka behandelte sie zusammen mit über zwanzig Mitarbeitenden täglich weit über hundert Personen, darunter viele Kinder. Es gab nebst den üblichen Tropenkrankheiten immer auch Lepra und Tuberkulose. Hinzu kamen gynäkologische Abklärungen und Geburtshilfe. Die Briefe berichten von schwierigen Geburten auf dem harten Lehm Boden in den Hütten, von erschöpften, unterernährten Frauen, die ihre selbstbewusste Würde nicht verlieren.

„Ich bin in der religiös-sozialen Bewegung aufgewachsen“, schreibt Vre Karrer in „Subversive Liebe“. „Schon als Kind war ich bei den Diskussionen dabei. Durch das Beispiel meiner Eltern und der Bewegung habe ich gelernt, mich radikal auf die Seite der Schwachen zu stellen.“ Und: „Das Entscheidende war, dass ich schon als Kind mitreden durfte.“ Sie erzählte von den ‚Roten Falken‘, den revolutionären Liedern, die dort gesungen wurden, auch vom 1.-Mai-Umzug mit der ganzen Familie. „Ich war ein Kind, das hatte tatsächlich politische Erlebnisse. Die meisten Kinder haben heute keine politischen Erlebnisse.“

Als Mutter zweier Kinder und als Lehrerin von angehenden Pflegefachfrauen liess Vre sich leiten von Leonhard Ragaz' Pädagogischer Revolution, aus der sie zitierte: „Wir müssen unsere soziale Ordnung ändern, damit wir unsere Jugend recht erziehen können, und wir müssen unsere Jugend recht erziehen können, damit eine neue soziale Ordnung möglich sei.“ Gerade Somalia zeige: „Ein Land ohne Schule, ohne Ausbildung, ist ein Land ohne Hoffnung.“



Schule in Merka

Das religiös-soziale Ideal eines genossenschaftlichen Sozialismus zieht sich wie ein roter Faden durch Vre Karrers Lebens-

werk – von der „Praxisgruppe Plaffenwatz“ in Zürich bis zur Gründung der „New Ways“-Genossenschaft in Merka. „Selbstverwaltete Genossenschaften stärken das Selbstvertrauen und die Verantwortlichkeit der einzelnen Menschen. Vertrauen ist die beste Medizin für ein Volk, das 70 Jahre Kolonialherrschaft und einen Krieg hinter sich hat“, steht in einem ihrer Briefe. Die „selbstverwaltete Genossenschaft“ sei „ein kleines Beispiel für das unabhängige, autonome Somalia der Zukunft“ geworden, lesen wir in einem Dankesbrief der Mitarbeitenden an die Neuen Wege im November 1996. Darum Vre Karrers stolzes Wort: „Wir sind kein Hilfswerk, wir sind eine Genossenschaft!“

Vre gab das Brot weiter, das sie als kleines Mädchen von der Bäckersfrau erhalten hatte. Noch in den letzten Briefen spricht sie über „Friede und Brot für alle Menschen“. In ihrer Arbeit wurde der religiöse Sozialismus konkret. Wer, wenn nicht Vre Karrer, durfte mit der Glaubwürdigkeit ihrer Existenz bekennen: „Der Sozialismus ist nicht gestorben. Überall wo sich eine Gruppe gleichgesinnter Menschen zusammenfindet, um miteinander zu arbeiten und zu teilen, da ist ein winziges Stück gerechtere soziale Welt möglich – vielleicht könnte man zu dem auch ‚Reich Gottes‘ sagen.“

Hoffnung auf Frauen

Vre Karrer hat sich als Feministin verstanden. „Wir Frauen sind es, die das Leben vertreten müssen.“ Die Somalierinnen haben dieses Wort aus „Subversive Liebe“ immer neu bestätigt. „Es sind die Frauen, die das Wasser täglich von weither schleppen, es sind die Frauen, die das Holz in der Wildnis zusammensuchen müssen, es sind die Frauen, die für die Männer und Kinder sorgen, trotz Kriegen, Hungersnöten, Katastrophen. Die Frauen tragen

das Land auf ihren Schultern. Ich bewundere sie und ihre aufrechte Haltung.“

Vre erzählte besonders gern die Geschichte einer Frau, die sich für die landwirtschaftliche Genossenschaft meldete. Stattdessen wurde sie gefragt: „Wo ist Dein Mann?“ Ihre Antwort lautete: „Ich bin der Bauer! Ich bringe neun Kinder durch. Mein Mann ist getötet worden. Ich bin der Bauer, und ich will in die Genossenschaft!“ Vre freute sich über diese Antwort. Aber, sie habe sich „auch geschämt, weil ich nie auf die Idee gekommen bin, dass es doch auch Frauen als Bauern gibt“.

Besondere Sorgen bereiteten unserer Freundin die Beschneidungspraktiken, die Frauen grausam verstümmelten. Um sich nicht mit den Religionsführern anzulegen, konnte Vre, die sonst um deutliche Worte nicht verlegen war, sehr diplomatisch vorgehen. Sie hat ganz im Stillen auf die Gefahren hingewiesen und die betroffenen Frauen operiert. Um ihnen Schwierigkeiten zu ersparen, wurden die Ehemänner einbezogen. So hat Vre mit Zurückhaltung



Portrait Vre Karrer

und Mund zu Mund-Aufklärung mehr erreicht als mit einer lauten Kampagne.

Vre, die Friedensfrau, gründete in Merka auch eine „Frauengruppe für den Frieden“. Und die Kinder der Schule lehrte sie singen: „Wir sind die Kinder von heute, und wir sind die Minister von morgen. Verschont uns mit euren Bomben – nie wieder Krieg! Kein zweites Vietnam! Wir sind die Kinder von heute.“

Wie weiter?

In den zwölf Jahren seit Vre Karrers gewaltsamem Tod haben die somalischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter „New Ways“ weitergeführt. Sie wurden dabei vom Förderverein „Neue Wege in Somalia“ unter der engagierten Präsidentin Jenny Heeb unterstützt. Dank vieler Spenden konnten die Löhne für die rund hundert Angestellten und die Gelder für Medikamente, Lehrmittel und Renovationen bezahlt werden. Doch die persönlichen Kontakte zwischen dem Förderverein und den Mitarbeitenden vor Ort litten immer mehr unter der prekären Sicherheitslage. Und nun steht auch der Förderverein vor dem Ende, da sich der Vorstand aus Altersgründen gezwungen sieht, die Tätigkeit einzustellen. Fraglich ist, ob sich eine andere Organisation findet, die „New Ways“, die neunhundert Schülerinnen und Schüler, die Patientinnen und Patienten des Ambulatoriums, das Strassenreinigungsteam usw., unterstützen könnte. „New Ways“ hofft auf eine Zusammenarbeit mit NGOs wie „Ärzte ohne Grenzen“, die sich aber aus Merka zurückziehen mussten und nun von Mogadischu oder Nairobi aus operieren. Als Retter in der Not könnte sich ein soma-

lischer Arzt erweisen, der früher bei einer italienischen Organisation in Merka gearbeitet und bei „New Ways“ auch schon ausgeholfen hat. Wie lautet doch Vre Karrers Botschaft: „Dranbleiben und ja nicht dem Fatalismus verfallen – niemals!“ Vgl. <http://www.nw-merka.ch>

Willy Spieler,
geboren am 6. August 1937 in Glarus, aufgewachsen in Glarus und Zürich.

Katholisch sozialisiert, vor allem im Benediktinerkollégium Engelberg, dem ich mich nach 5 Jahren in einem

ersten emanzipatorischen Anflug entzog. Das Präsidium des Schweizerischen Studentenvereins 1961/62 konfrontierte mich mit dem damaligen Parteikatholizismus. Ich zog den „Skandal“ vor, der SP beizutreten. Nach Juri-
sterei und Philosophie an den Universitäten Zürich und Löwen (Belgien) verfasste ich sozialethische Schriften wie „Kirche und Mitbestimmung“ (1976 hg. von der Nationalkommission Justitia et Pax). Ich vertrat ab 1977 die „Christen für den Sozialismus“ in der Redaktion der Neuen Wege. Sozialismus interessierte mich auch in der Praxis, z.B. in meiner früheren Wohngemeinde Küsnacht, wo ich 1982 bis 1990 Gemeinderat (Fürsorgevorstand) war, oder später im Zürcher Kantonsrat, insbesondere als Präsident der SP-Fraktion (bis 2001). Die Neuen Wege habe ich noch bis zur Zentenarfeier unserer Zeitschrift im Jahr 2006 redigiert.



Willy Spieler

Würdige Arbeitsbedingungen weltweit – die Verantwortung der Kirchen

Von Joana Eink

Am 09.11.13 fand die Herbsttagung der Christlichen Initiative Romero (CIR) in Münster unter diesem Titel statt. Nach einer Auseinandersetzung mit dem christlichen Verständnis von Ethik, einem Appell an die Bedeutung von öko-fairer Einkaufspraxis vor dem Hintergrund der erst kürzlich von der CIR recherchierten unwürdigen Arbeitsbedingungen auf Orangenplantagen Brasiliens, der Vorstellung dreier Leuchtturmprojekte im öko-fairen Kirchenengagement und schließlich drei Arbeitsgruppen zur Ausgestaltung von ethischem Konsum war es die erklärte Aufgabe der Moderatorin des Abschlusspodiums, Barbara Tambour, Redakteurin bei Publik Forum, „den Finger noch mal so richtig in die Wunde zu legen“.

Handeln für Gerechtigkeit – wo stehen die Kirchen?

Maria Kleingräber, Umweltbeauftragte des Bistums Münster, Gertrud Casel, Geschäftsführerin von Justitia et Pax, Johanna Fincke, Kampagnenreferentin der CIR und Friedhelm Blüthner, Pastor und Umweltbeauftragter der Bremischen Evangelischen Kirche, stellten sich den Fragen, wie glaubhaft die Kirchen im eigenen fairen Einkauf und im Handeln für soziale Gerechtigkeit tatsächlich agieren und wo es noch hake.

M. Kleingräber sieht eine Hürde auf dem Weg zu einer öko-fairen Einkaufspraxis in den unterschiedlichen politischen Milieus: „Es hängt auch damit zusammen, dass es im kirchlichen Umfeld immer ganz unterschiedlich Denkende gibt. Ein großer Teil



Maria Kleingräber und Friedhelm Blüthner

der Kirche hat andere Prioritäten als das öko-soziale Engagement im Bereich Beschaffung. Das ist ein Hemmschuh.“ Ein „Gerangel“ um Nachhaltigkeits-Standards sei da vorprogrammiert.

Kirchen als Spiegelbilder der Gesellschaft

Im globalen Norden sieht G. Casel die Kirchen in ihren Strukturen, mit ihren Einrichtungen und Verbänden, weitgehend als ein „Spiegelbild der Gesellschaft“. Und das mit allen Problemen und Schwächen. Sie wirft die Frage auf, ob die Kirche sich zu weit angepasst habe, vor dem Hintergrund, dass die Bibel sagt: „Fügt euch nicht ins Schema dieser Welt, sondern verwandelt euch durch die Erneuerung eures Sinnes.“ (Röm. 12,2) Kirchliche Einrichtungen wie etwa Krankenhäuser böten eigentlich eine gute Möglichkeit, um soziale Gerechtigkeit zu leben, sie seien gleichzeitig aber auch an ganz viele Verwaltungsvorgaben gebunden, die einen Schritt in die richtige Richtung erschweren können. G.

Casels Bestandsaufnahme: „Es gibt ein Vielfältiges an best-practice-Beispielen, wie etwa die Nachhaltigkeitsstrategien von Kirchentagen. Aber man darf sich nicht in die Tasche lügen. Es gibt auch viel Lahmes und Angepasstes.“



Johanna Fincke und Getrud Casels

Wandel anstoßen – aber wie?

Darin, dass auf allen Ebenen weitergekömpft werden muss für ein glaubhaft faires Handeln von Kirchen, sind sich alle Teilnehmenden am Podium einig. Doch welche Maßnahmen erfolgversprechend seien, damit ein kirchlicher Einkauf, der systematisch öko-soziale Kriterien berücksichtigt, Realität werde, wird kontrovers diskutiert.

Für CIR-Referentin J. Fincke sind verbindliche Beschlüsse „von oben“ in Zusammenhang mit unterstützenden Strukturen zur Umsetzung auf Gemeindeebene das wichtigste Instrument. Denn: „Die Einhaltung von Arbeitsrechten in der Herstellung kirchlicher Güter darf nicht nur empfohlen werden, sondern muss verbindlich geregelt werden!“

F. Blüthner meint: „Wenn es von oben mit der richtig dicken Faust kommt, bringt das gar nichts.“ Es müsse mehr auf Dialog

gesetzt werden. Auch G. Casel gibt zu bedenken: „Was in den Gemeinden passiert und beschafft wird, das lassen die sich von ihrem Bischof auch nicht ohne weiteres vorschreiben.“

Doch selbst wenn gute und wichtige Beschlüsse existierten, sei ein weiteres Hindernis laut M. Kleinräber oft deren mangelhafte Umsetzung. „Beschlüsse sind da, das sehen wir auch auf politischer Ebene, aber es wird nicht vernünftig kontrolliert und evaluiert.“ F. Blüthner spricht ergänzend von der Kluft zwischen „öko-politischem Wortgeklingel und der Umsetzung vor Ort“.

Stimmen aus dem Publikum fordern, dass das Thema „Würdige Arbeitsbedingungen und soziale Gerechtigkeit“ weiterhin mit aller Kraft in das Bewusstsein der Kirchen geschoben werden müsste. Denn auch das sei eine Art „Gottesdienst“.

Trotz der vielschichtigen Hindernisse sowohl auf der menschlichen als auch auf der strukturellen Ebene ist eins für alle klar: „Wir müssen weitermachen. Auch wenn es einen langen Atem braucht. Widerstände sind auch ein Zeichen dafür, dass man auf dem richtigen Weg ist.“

*Joana Eink,
geboren am
24.12.1986,
hat Mehrsprachige
Kommunikation in
Köln und Interna-
tionale Humanitäre
Hilfe an der Univer-
sität in Groningen
studiert. Seit 2010
arbeitet sie bei der
entwicklungspoliti-
schen Organisation Christliche Initiative
Romero in Münster als Presse- und Öffentlich-
keitsreferentin.*



Joana Eink

Ottilie von Gersen, die Ehefrau Thomas Müntzers

Von Friedrich Winterhager

Einleitung

Der aus Erfurt stammende Soziologe Max Weber hat ausgeführt, in Umbruchszeiten habe es zur Religiosität der weniger Privilegierten gehört, die Frauen zunächst als gleichberechtigt heranzuziehen; und zwar habe das so lange gegolten, bis es zu einem Grad der Befriedung oder Militarisierung gekommen sei.¹ Die Historikerin Heide Wunder fand diese These auch für die Reformationszeit bedenkenswert.²

In diesem Sinne möchte ich mich hier mit Ottilie Müntzer, geb. von Gersen, der Ehefrau Thomas Müntzers, befassen³. Sie war eine der ersten evangelischen Pfarrfrauen im Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalt, nämlich in Allstedt. Die „Institution der Pfarrfrau“ war 1521 zunächst neu und „ohne Vorbild“⁴. Jedoch zwei Jahre später, als Thomas und Ottilie heirateten, gab es schon einige wenige Vorbilder.

Ihren Namen kennt die Wissenschaft seit 1847⁵ auf Grund einer Unterschrift unter einer Eingabe von 1525. Die letzten entsprechenden Dokumente wurden 1917 publiziert⁶. Danach gab es noch die Publikation einer Mühlhauser Chronik; sie brachte aber nicht viel Neues über Ottilie; sonst gab es nur einen Bericht aus der Gemeinde-Tradition⁷.

Ihr Leben und ihre Herkunft

Nun soll eine Darstellung ihres Lebens und Wirkens anhand der wenigen vorhandenen Quellen erfolgen⁸. Die Rolle der Frauen in den Bauern- und Bürgerbewe-

gungen der frühen Neuzeit⁹ wird heute zwar verstärkt untersucht¹⁰. Sie ist aber nun auch nicht zu sehr hervorzuheben¹¹.

Die Familie von Gersen (Görschen) stammte aus Großgörschen bei Lützen (Stadt Merseburg)¹² oder aus Görschen bei Naumburg. Sie war in Großgörschen vom 12. Jahrhundert bis 1736 ansässig. Es handelt sich um landsässigen Ministerialen-Adel. Der Name ist slawischen Ursprungs. Das Wappen derer von Görschen ist ein goldener Schlüssel auf einem schwarzen Helm mit Pfauenfedern.

Es ist gut möglich, dass Ottilie von Gersen in Großgörschen an einem Tag vor dem St.-Ottilien-Tag¹³ (13. Dezember) um 1500 geboren wurde. Der Ottilien-Tag wurde allerdings in einigen Diözesen unterschiedlich datiert¹⁴. Ihr Geburtsjahr kennen wir nicht. Wir können nur sagen, dass sie vor 1505 geboren ist. Als sie Müntzer im Frühjahr 1523 heiratete, war sie eine vollgültige Ordensfrau oder Stiftsdame (Kanonisse) gewesen.

Sie war dann Novizin und später Nonne, eventuell im Dominikanerinnenkloster Ober-Wiederstedt¹⁵ bei Hettstedt im Mansfelder Land. Ursprünglich war es ein Augustinerinnen-Kloster gewesen¹⁶.

Die Wiederstedter Nonnen hatten das Recht und die Gepflogenheit, sich jährlich in Quedlinburg eine Zinszahlung für eine Mühle abzuholen¹⁷. Zwei Nonnen gingen dort hin und holten jeweils anderthalb Gulden ab. In Quedlinburg ist Thomas Müntzer aufgewachsen, jedenfalls nannte er diese Stadt bei seiner Immatrikulation und bei einer Erb-Auseinandersetzung.

Dort aus Wiederstedt sind jedenfalls im

Juni 1523 sechzehn Nonnen entweichen. Elf von ihnen fanden dann in Allstedt am Kyffhäuser Unterkunft. Allstedt, eine kleine Stadt am Fuße einer alten Königspfalz, eher ein Flecken, war ja eine kursächsische Exklave, in der die Reformation schon Einzug gehalten hatte¹⁸. Martin Luther hatte es in einer Flugschrift vorher theologisch gebilligt, dass Nonnen ihr Kloster verließen. In Kursachsen war es seit 1522 den Mönchen und Nonnen freigestellt worden, das Kloster zu verlassen. Das war ein Beschluss der jeweiligen Konvente gewesen. Allerdings lag Wiederstedt in der reichsunmittelbaren Grafschaft Mansfeld.

Th. Müntzer war auch in dem adligen Frauen-Stift Frose (Anhalt) und in den Nonnenklöstern Beuditz bei Weißenfels und Glaucha¹⁹ bei Halle als Priester tätig gewesen.

Ottilie wurde jedenfalls doch als „abtrünnige Nonne“ (*monialis apostata*²⁰) bezeichnet. Es ist auch gut möglich, dass sie eine Kanonisse (Konventualin) gewesen war, also eine Ordensfrau in einem Kloster mit persönlichem Besitztum und einer Magd. Sie erwähnte später als Witwe jedenfalls ihren eigenen Hausrat (Geräte). Auch Müntzer erwähnt ihn in einer der Aussagen von Gefangen.

Wenn Th. Müntzer sie schon „wenige Tage nach Ostern“ 1523 geheiratet hat, kann es sich bei ihr freilich nur dann um eine von diesen Nonnen aus Wiederstedt gehandelt haben, wenn man unter „wenige(n) Tage(n)“ einen Zeitraum von mindestens drei Monaten versteht. Dann käme man auf Juli 1523. Die Zeit des Kennenlernens ist da noch nicht eingerechnet. Wir wissen nicht, seit wann er sie gekannt hat. „Wenige Tage“ nach Ostern 1523²¹ heiratete jedenfalls Thomas Müntzer, der damals seit dem Sonntag Judika (29. März)²² provisorischer Pfarrer (*parochius*) an der St. Jo-

hanneskirche in Allstedt²³ war, in dieser Stadt eine entlaufene Nonne, deren Namen Ottilie von Gersen²⁴ war. Eine lateinische,



Thomas Müntzer

etwas spätere, stückweise überlieferte Zwickauer Chronik berichtete dazu in römischem Rechtsstil: Magister Thomas Müntzer führte (sich) eine abtrünnige Nonne in die rechtmäßige Ehe, und zwar damals [„*pro tunc*“] als Pastor in Allstedt, einem Ort etwa zwei Meilen von Eisleben entfernt, wenige Tage nach Ostern 1523²⁵. Die St. Johanneskirche stand in der Neustadt von Allstedt. Heute ist dort eine neuere Kirche auf den alten Grundmauern.

In Allstedt muss es vorher schon eine Hochzeit eines Theologen gegeben haben, denn der Rat der Stadt Allstedt gab im Oktober 1522 fünfzehn Groschen als Gabe für die Hochzeit eines Pfarrers²⁶. Es mag

sich um Simon Haferitz, einen ehemaligen Karmeliter, gehandelt haben.

Müntzer hat zwar dann Ende Juli 1523 in einem Brief an Karlstadt, als er dessen junge Frau (Anna) grüßen ließ, am Schluss betont, er verbleibe noch in der alten Strenge gegenüber Gott²⁷, aber das wird nun nicht heißen können, dass Müntzer damals noch im Zölibat verharrte²⁸. Es ist auch nicht ganz gesichert, ob sich der Nachsatz „Ich verbleibe noch in der alten Strenge ...“ auf den vorigen Satz „Grüße deine Frau von mir ...“ wirklich bezieht. Das erste gemeinsame Kind der Müntzers wurde am 27. März 1524 (Ostersonntag 1524) geboren.

Damals beriefen sich die priesterlichen Reformatoren bei ihrer Eheschließung oft auf Lev. 21, 13-15. Dort steht, dass der Priester eine Jungfrau zum Weibe nehmen solle.

Müntzer hatte übrigens einmal, im März 1522, in einem Brief an Melanchthon ziemlich rigide Gedanken über die rechte Ehe formuliert, unter Berufung auf eine Stelle im 1. Korintherbrief²⁹. Es ging ihm um die Hervorbringung auserwählter Nachkommenschaft³⁰.

Müntzers Weg nach Allstedt war wohl von einer adligen Gönnerin geebnet worden: Eine junge Witwe aus Halle, Felicitas von Selmenitz, geb. von Münch, hatte ihn wahrscheinlich für diese Allstedter Pfarrstelle empfohlen. Müntzer hatte ihr in Halle das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht. Felicitas Ehemann war vorher Burghauptmann in Allstedt gewesen. Auch ihr Vater war zuvor Burghauptmann dort gewesen. Später war sie Patin einer Tochter im Hause Luther³¹. Luther bezeichnete sie (Felicitas) dann als Gevatterin.

In Orlamünde hatte Müntzer vorher (1519) eine Beziehung zu einer gebildeten, aus Leipzig stammenden Pfarrköchin ge-

habt. Mir ihr las er die Schriften (Predigten) des Johannes Tauler in dem Pfarrhaus des dortigen Priesters Konrad Glitsch, den er besuchte. In der frühen Müntzer-Forschung hielt man diese Pfarrköchin für seine Ehefrau. Das beruhte aber auf einem Lesefehler.

Es ist eine Zeit der Erfolge, wenn Müntzer im Frühjahr 1523, kurz vor Ostern, eine Pfarrstelle probeweise erhielt, eine deutsche liturgische Agende zum Druck gab und bald darauf auch heiratete.

Als er sich in Braunschweig einmal (1515) ritterlich dafür eingesetzt hatte, dass eine Pfarrköchin ein beheizbares Zimmer erhielt, wurde ihm von dem betroffenen Priester namens Ludolph Wyttehovet (Weißhaupt) brieflich entgegengehalten, dass er sich habe täuschen lassen³².

Es ist Müntzer auch einmal in seiner Frühzeit um 1515 tadelnd oder neckend vorgehalten worden, dass er ein Kirchweihgeschenk für schöne Mädchen gekauft habe³³. Vielleicht gehörte das aber auch zum herkömmlichen Brauchtum eines Kirchweihfestes.

Die Trauung in Allstedt mit Otilie wurde sicherlich von einem der örtlichen Amtsbrüder, dem Substituten Simon Haferitz oder dem Vicarius Heinrich Bodung, abgehalten. Th. Müntzers neue liturgische Formulare hatten auch Anweisungen für die Trauung enthalten, und es ist gut möglich, dass man danach („wie man Eheleute zusammengeben soll“) jetzt verfahren hat; allerdings lagen sie zu Ostern 1523 noch nicht gedruckt vor. Darin stand dann, dass man dort mit der Eheschließung keinen Scherz treibe. Vorgelesen wurde demnach dabei das Evangelium von der Hochzeit zu Kana (Ev. Joh. 2).

Seit 1521, aber in der Breite erst in diesem Jahr 1523, begann es üblich zu werden, dass geweihte, evangelisch gewordene

Priester heirateten. Vielleicht war Müntzers Hochzeit ja wirklich ein „Zeichen seiner Zuversicht in die Zukunft“³⁴.

Dann, zu Ostersonntag 1524³⁵, gebar Ottilie ihm einen Sohn – am 27. März 1524. Wir kennen seinen Namen nicht, wissen aber aus seinem (Müntzers) Briefwechsel mit Karlstadt, dass Müntzer damals alttestamentliche Vornamen, z. B. Abraham, für einen Sohn bevorzugte³⁶. Karlstadt hatte seinen Sohn Andreas genannt. Es ist auch davon auszugehen, dass der Sohn Müntzers als Kleinkind getauft wurde. Müntzers gedruckte Agenda sah damals die Säuglings-taufe vor. Er war nun kein Wiedertäufer³⁷, wenn auch ein Taufverständnis ein sehr innerliches war.

Osterkinder gelten noch heute als etwas Besonderes. Ihnen werden in der Volksreligiosität manche Kräfte der Rettung zugeschrieben.

Martin Luther meinte etwas später (1524) polemisch, ohne Müntzer direkt zu nennen, da habe sich ein ausgetriebener Geist ausgerechnet in Allstedt ein Nest³⁸ gebaut.

In der katholischen Literatur wird allerdings auch behauptet, dass Luther selbst vorher in Allstedt gewesen sei³⁹.

Als Müntzer damals die freudige Nachricht von der Geburt eines Sohnes durch die Frau des Schössers (Amtmanns) Hans Zeiss überbracht wurde und als diese ihm nun dazu Glückwünsche aussprach, zeigte er angeblich keinerlei Gemütsregung⁴⁰, so berichtet es Johann Agricola. Nach einer Pause sprach Müntzer dann davon, man sehe ja nun, dass er den Kreaturen ganz entrissen sei. Damit wollte er seine Abgehobenheit (Apathie) zeigen. Ein Vierteljahrhundert später hat man diese ungewöhnliche Begebenheit mit ihrem stoischen Gleichmut so gedeutet, dass dieser Sohn im Augenblick der Mitteilung offenbar bereits wieder gestorben war⁴¹; oder man

meinte später auch, dass er bald darauf gestorben ist⁴². Er ist aber doch am Leben geblieben, denn Müntzer bat am Ende seines Lebens um Schutz für Weib und Kind. Gemeint ist doch wohl der dann einjährige Knabe.

Stoische Apathie gilt in der Kirchengeschichte meist als naturfeindliches Sektierertum, als eine Kehrseite des Fanatismus. Im Römerbrief steht, dass man sich mitfreuen solle mit denen, die Freude haben⁴³. Luther berichtete später, Müntzer habe bei der freudigen Nachricht von der Geburt des Sohnes vor dem Altar gestanden („ante aram“)⁴⁴. Ein Humanist Johann Manlius sagte dann (1562) vergrößernd, er habe sich bei dieser Nachricht beim Wein („inter pocula“)⁴⁵ aufgehalten. Es gibt also drei frühe Versionen des Berichts zu dieser Begebenheit (Agricola, Luther, Manlius). Der neuere lutherische Kirchenhistoriker, Heinrich Böhmer, fand Müntzers übermäßig ruhige Reaktion hier durchaus nachvollziehbar⁴⁶.

Ottilie hatte dann eigentlich auch nicht viel Einfluss auf Müntzer und seine Pläne⁴⁷, teilte aber seine Überzeugungen. Sie stand ihm jedenfalls treu zur Seite⁴⁸. Er erwähnte sie im Abschiedsbrief an die Allstedter (Mitte August 1524)⁴⁹ und an die Mühlhäuser (Mai 1525).

Es wird ja dann auch wiederum in Müntzers diktiertem Abschieds- und Mahnbrief an die Mühlhäuser von Mai 1525 ein Kind als existent erwähnt⁵⁰; denn er ließ darin schreiben, man möge seinem „Weibe und Kinde“ helfen. Ottilie war damals wieder schwanger und hatte eben auch schon einen einjährigen Sohn. Seinen Vornamen kennen wir nun nicht; er war vermutlich aus dem Alten Testament genommen.

Th. Müntzer stammte aus dem nicht weit entfernten Stolberg (Harz) und war in Allstedt von März 1523 bis zum 7./8.

August 1524 als zunächst probeweiser Pfarrer tätig.



Käthe Kollwitz, *Losbruch*

Er hat wohl im Sommer 1524 auch die Frauen und Jungfrauen zu den Waffen rufen lassen, als der Stadtrat im Schloss oberhalb der Stadt festgehalten werden sollte. Eine Woche vorher, es wird Anfang Juli 1524 gewesen sein, waren die Frauen schon einmal ohne sein Zutun zu den Waffen gerufen worden⁵¹. Gemäß einer brieflichen Mitteilung hat damals die „predigt frue“ (Pfarrfrau) die bewaffneten Frauen unterwiesen⁵². Es ist gewiss Ottilie gewesen. Man konnte da mit Mühe verhindern, dass die Glocken geläutet wurden. Jedenfalls berichtete der Schösser Hans Zeiss an Herzog Johann von Sachsen, den Bruder Friedrichs des Weisen, am 28. Juli 1524⁵³ von einer Unruhestillung auf Veranlassung der Prediger-Frau⁵⁴.

Als Müntzer in der Nacht zum 8. August 1524 Allstedt heimlich verließ⁵⁵, und sich wohl zunächst nach Nordhausen wandte, da ließ er seine Frau und seinen Famulus Ambrosius Emmen zunächst zurück; und er begab sich hernach nach Mühlhausen. Er schrieb am 15. August aus Mühlhausen

einen Abschiedsbrief an den Rat und die Gemeinde in Allstedt; er bat darin auch, wenn es keine Mühe mache, seiner Frau ein kleines Zehrgeld zu geben. Er verwendete dabei die Klausel „... so es euch nicht ärgert⁵⁶.“ (gemäß 1. Kor. 10,32).

Auch bat er um Zusendung der von ihm verfassten, nun gedruckten Mess- und Vesperbücher. Am 3. September 1524, als Müntzer seinem zurückgebliebenen Gehilfen einen Brief schrieb und darin die Unterbringung des Hausrates regelte und ihn zu sich rief, war Ottilie offenbar nicht mehr in Allstedt⁵⁷. In der ersten Septemberhälfte zog dann wahrscheinlich die Familie Müntzer regulär nach Mühlhausen um. In Mühlhausen lebte und wirkte Müntzer zunächst nur für einige Wochen von Mitte August bis zum Ende September 1524. Er hieß nun in Mühlhausen „Allstetter“ und Ottilie wurde manchmal „Allstetters Weib“ oder „Allstetterin“ genannt.

Aus dieser ersten Mühlhauser Phase Müntzers meinen wir nur zu wissen, dass Ottilie an der Seite ihres Mannes anwesend war. Müntzer wohnte damals bei einem jungen Kürschner und Zinsschreiber Johann Rode⁵⁸.

Am 27. September 1524 sollten er und Pfeiffer nach Streitigkeiten auf Beschluss des Rates die Stadt Mühlhausen verlassen. Wirklich weggegangen ist Müntzer dann erst kurz nach dem 1. Oktober. Bis dahin lebte er in einer Vorstadt von Mühlhausen. Müntzers Frau blieb damals im Raum Mühlhausen wohnen⁵⁹, wahrscheinlich in Langula in der Vogtei Dorla, einer gemeinsamen Herrschaft, die zur Ganerbschaft Treffurt gehörte.

Er wandte sich dann über Bibra (im Grabfeld) nach Nürnberg, Basel und nach Gießen (Klettgau) und kehrte erst zu Mitte Februar 1525 wieder über Fulda nach Mühlhausen zurück.

Fortsetzung folgt

- 1 Vgl. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen 5. Aufl. 1972, S. 297 bzw. Im Original [279].
- 2 Vgl. Heide Wunder: „Er ist die Sonn, sie ist der Mond“. *Frauen in der Frühen Neuzeit*. München 1992, S. 238f.
- 3 Dem Stadtarchiv Mühlhausen (Thür.) danke ich für Literaturhinweise.
- 4 Luise Schorn-Schütte: „Gefährtin“ und „Mitregentin“. Zur Sozialgeschichte der evangelischen Pfarrfrau in der Frühen Neuzeit. In: Heide Wunder und Christina Vanja (Hrsg.): *Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit*. Frankfurt a. M. 1991, S. 109–153; das Zitat auf S. 109. Auf S. 124 steht, dass ev. Theologen der ersten Generation manchmal Ehefrauen „aus dem niederen Adel“ nahmen.
- 5 Vgl. Johann Karl Seidemann: *Das dessauer Bündnis vom 26. Juni 1525*. In: *Zeitschr. für die historische Theologie* 17 (1847), S. 638–655, hier S. 639f. Es wird dort Otilies Brief an Herzog Georg wiedergegeben; in dem Archiv stand auf der Adresse (S. 640, Anm. 3): „Munczers Weyb“.
- 6 Felician Gess (Hrsg.): *Akten u. Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georg v. Sachsen*. Bd. 2: 1525–1527. Leipzig 1917, Neudruck Köln Wien 1985, dort S. 8 (Nr. 779) u. S. 12f. (Nr. 784).
- 7 Es ist der unten angegebene, vermutlich aus einer verschollenen Chronik stammende Bericht, dass O. v. Gersen nach dem Bauernkrieg in Langula Unterkunft suchte.
- 8 Vgl. Manfred Bensing: *Die Frau an der Seite Müntzers*. In: *Eichsfelder Heimathefte* 15 (1975), S. 124.
- 9 Vgl. Sonja Domrose: *Frauen der Reformationszeit. Gelehrt, mutig und glaubensfest*. Göttingen 2011².
- 10 Vgl. Marion Kobelt-Groch: *Von „armen fro-*
wen“ und „bösen wibern“. Frauen im Bauernkrieg zwischen Anpassung und Auflehnung. In: *Archiv für Reformationsgeschichte* 79 (1988), S. 103–137.
- 11 Vgl. Claudia Ulbrich: *Frauen im Aufstand. Möglichkeiten und Grenzen ihrer Partizipation in frühneuzeitlichen Bauernbewegungen*. In: *Schlaglichter Preußen – Westeuropa. Festschrift für I. Mieck [...]*. Berlin 1997, S. 335–348. Vgl. dort S. 335.
- 12 Darauf weist Erich Neuß (Kürzel: „Ne“) in seinem Artikel „Großgörschen“ im *Handbuch der histor. Stätten Deutschlands* Bd. 11 (Provinz Sachsen / Anhalt), Stuttgart 1987², S. 156f. hin. Er nennt S. 157 auch O. von Gersen.
- 13 Die Hl. Otilie war eine Fürstentochter aus dem Elsass (ca. 680–720). Sie war von Geburt an blind und wurde mit elf Jahren sehend durch die Taufe.
- 14 Vgl. Hermann Grotefend: *Taschenbuch der Zeitrechnung des dt. Mittelalters u. der Neuzeit*. 13. Aufl. Hannover 1991, S. 85.
- 15 Geburtsort des Dichters Novalis (Friedrich von Hardenberg)*1772. Er ist dort getauft in der ehemaligen Dominikanerinnen-Klosterkirche St. Marien.
- 16 Vgl. auch Paul Kirn: *Friedrich der Weise und die Kirche. Seine Kirchenpolitik vor und nach Luthers Hervortreten im Jahre 1517*. [...] Hildesheim 1972², S. 150. Er spricht da von Augustinerinnen.
- 17 Vgl. Hermann Goebke: *Neue Forschungen über Thomas Müntzer bis zum Jahre 1520*. Seine Abstammung und die Wurzeln seiner religiösen, politischen und sozialen Ziele. In: *Harz-Zeitschr.* Jhg. 8 (1956), S. 1–30; hier S. 28. Er beruft sich(dort Fußnote 81) auf die Ratsrechnungen von Quedlinburg der Jahre 1499, 1502, 1505 und 1522.
- 18 Vgl. Siegfried Bräuer (Hrsg.): *Th. Müntzer. Deutsche Evangelische Messe 1524*. Berlin 1988, S. 8.
- 19 In der *Encyclopaedia Britannica* steht,

- dass Müntzer seine Ottilie in Glaucha kennenlernte. (*The New Encyclopaedia Britannica*, 15th Edition 1974, Nachdruck 2002, *Micropaedia*, Vol. 8, S. 422f., s. v. „Müntzer, Thomas“; Verfasser: M. Be./Ed.).
- 20 Vgl. TMA Bd. 3, S. 86; Eine Zwickauer Chronik berichtet es.
- 21 Vgl. TMA Bd. 3, S. 122f. und S. 86 (Notiz in einer Zwickauer Chronik); Ostern 1523 war am 5. April. In einer der beiden überlieferten Versionen steht zunächst „Anhald“, das wurde aber durchgestrichen; dann steht dort „Alstedt“. Müntzer war sehr viel früher (1516/17) Propst eines Stiftes in dem anhaltischen Frose gewesen.
- 22 Vgl. Bräuer (Hrsg.) 1988, a.a.O., S. 8.
- 23 Legendenartig wird dagegen behauptet, Müntzer habe bis zur Eheschließung oder auch darüber hinaus in der großen Turmstube der St. Wigberti-Kirche in Allstedt gewohnt. Es geht auf eine Notiz in *Agricolae Dialog* zurück. Das ist nun nicht haltbar. Als Sage ist es (mit Erwähnung Ottilies) vermerkt bei Gottfried Müller: *Taufwein aus dem Ritterkeller. Bilder und Sagen aus dem Gebiet zwischen Unstrut und Harz*. Berlin 1984, S. 123. Vgl. auch allgemein Karl Honemeyer: *Müntzers Berufung nach Allstedt*. In: *Harz-Zeitschr.* 16 (1964), S. 103–111. Vgl. abwägend auch Ludwig Rommel: *Reisen zu Müntzer. Erinnerungsstätten in der DDR*. Berlin Leipzig 1989, S. 31.
- 24 TMA Bd. 3, S. 122f. Vgl. auch Luther WA 44, S. 493.
- 25 Vgl. TMA Bd. 3, S. 86 und auch S. 122f. [Es ist zweimal fast wortgleich überliefert.]
- 26 Vgl. Siegfried Bräuer (Hrsg.): *Th. Müntzer. Deutsche Evangelische Messe 1524*. Berlin 1988, S. 8.
- 27 Brief Müntzers an Andreas Karlstadt vom 29. Juli 1523; TMA Bd. 2, Brief Nr. 61, S. 187–191, hier S. 190f. Vgl. auch Siegfried Bräuer: *Briefwechsel zwischen Andreas Bodenstein von Karlstadt u. Th. Müntzer*. In: Ulrich Bubenheimer/Stefan Oehmig: *Querdenker der Reformation. Andreas Bodenstein von Karlstadt u. seine frühe Wirkung*. Würzburg 2001, S. 187–209, hier S. 197f.
- 28 Anders vgl. August Nebe: *Geschichte des Schlosses und der Stadt Allstedt*. In: *Zschr. des Harz-Vereins für Gesch. u. Altertums-kde.* 20 (1887), S. 18–95, hier S. 46f.
- 29 Müntzers Brief an Ph. Melancthon vom 29. März 1522 in lateinischer Sprache. TMA Bd. 2, Brief Nr. 47, S. 127–139, bes. S. 133 (mit deutscher Übersetzung). Es geht um 1. Kor. 7,29.
- 30 Es ist möglich, dass er dabei an Tobias 8, V. 9 dachte.
- 31 Vgl. Ernst Koch: „Nicht die schonen Wap-pen oder alden geburt, sunder ein tugent-lich leben“, Felicitas von Selmnitz. Eine unangepasste Witwe. In: *Frauen fo(e)rderm Reformation. Lutherstadt Wit-tenberg 2004*, S. 128–145, bes. S. 140 (= Wittenberger Sonntagsvorlesungen). Th. Müntzer wird dort auf S. 132 erwähnt.
- 32 Vgl. Brief des Klerikers L. Wittehovet in Braunschweig an Th. Müntzer; TMA Bd. 2; Brief Nr. 3, S. 3–5, bes. S. 5.
- 33 Vgl. TMA 2, S. 13 und dazu auch Dieter Fauth: *Thomas Müntzer in bildungsge-schichtlicher Sicht*. Ostfildern 1990, S. 153.
- 34 Karl Kautsky. *Vorläufer des neueren Sozia-lismus*. Nachdruck der Ausgabe von 1921. Berlin 1991, S. 282.
- 35 Das wird berichtet bei Johann Agricola: *Auslegung des XIX. Psalms*. Abgedruckt bei Ludwig Fischer (Hrsg.): *Die lutherischen Pamphlete gegen Thomas Müntzer*. Mün-chen Tübingen 1976, S. 43–78, hier S. 54.
- 36 Vgl. Brief Karlstadts an Müntzer, eine Replik auf eine Zuschrift von Müntzer, Brief Nr. 86 aus Orlamünde vom 19. Juli

- 1524, Nr. 287–292. In diesem Brief (S. 291) richtete Karlstadt auch Grüße von seiner Frau (Anna, geb. von Mochau) an Müntzers Frau aus.
- 37 Vgl. Annemarie Lohmann: *Zur geistigen Entwicklung Thomas Müntzers*. Hildesheim 1972², S. 48f.
- 38 Vgl. Ludwig Fischer (Hrsg.): *Die lutherischen Pamphlete gegen Th. Müntzer*. München u. Tübingen 1976, S. 3 (Ein Brief an die Fürsten zu Sachsen von dem auf-rührerischen Geist, gedruckt Wittenberg 1524). Luther WA 15.
- 39 Referiert bei Adolf Herte: *Das katholische Lutherbild im Bann der Lutherkommentare des Cochläus*. Münster 1943, Bd. I, S. 46 unter Berufung auf Wilhelm van der Lindt (Wilhelmus Lindanus), 16. Jhd.
- 40 So berichtet es Johann Agricola 1525 in einer gedruckten Auslegung des 19. Psalms; vgl. TMA Bd. 3, S. 123, Anm. 6. Vgl. Ludwig Fischer (Hrsg.): *Die lutherischen Pamphlete gegen Thomas Müntzer*. München und Tübingen 1976, S. 54. Vgl. auch M. Luther, WA 44, 493, 16 (aus Luthers Vorlesung zum 1. Buch Mose; ca. 1543). Vgl. Erwin Mühlhaupt: *Luther über Müntzer*. Erläutert und an Th. Müntzers Schrifttum nachgeprüft. Witten 1973, S. 103f. Vgl. auch August Nebe: *Geschichte des Schlosses und der Stadt Allstedt*. In: *Zeitschr. des Harz-Vereins für Geschichte u. Altertumskunde* 20 (1887), S. 18–95, hier S. 46f.
- 41 Vgl. referierend Marion Kobelt-Groch: *Papisten, Calvinisten, Wiedertäufer und ein Aufrührer wie Thomas Müntzer*. Feind-bilder in gedruckten Leichenpredigten des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: H. Kühne, H.-J. Goertz, Th. T. Müller, G. Vogler (Hrsg.): *Th. Müntzer, Zeitgenossen, Nachwelt*. Siegfried Bräuer zum 80. Geburtstag. Mühlhausen 2010, S. 227–243, hier S. 240f. und auch S. 228f. Sie referiert aus einer Leichenpredigt für einen nach 1600 verstorbenen Knaben, in der Müntzers Lebens-Geschichte referiert wurde.
- 42 Anders vgl. Eike Wolgast: *Beobachtungen und Fragen zu Th. Müntzers Gefangen-schafts-Aussagen 1525*. In: *Lutherjahrh.* 56 (1989), S. 26–50, hier S. 44, Anm. 111, und ders.: *Th. Müntzer. Ein Verstörer der Ungläubigen*. Göttingen Zürich 1981, S. 114.
- 43 Röm. 12,15.
- 44 Luther WA 44, S. 493
- 45 Zit. nach Max Steinmetz: *Zur Entstehung der Müntzer-Legende*. In: Fritz Klein/Joa-chim Streisand (Hrsg.): *Beiträge zum neuen Geschichtsbild*. Zum 60. Geburtstag von A. Meusel. Berlin 1956, S. 35–70, hier S. 59.
- 46 Vgl. Heinrich Böhmer: *Studien zur Kirchen-geschichte*. Herausg. von Heinrich Born-kamm und Hans Hofmann. München 1974, S. 177.
- 47 Vgl. Ernst Sommer: *Die Sendung Th. Müntzers. Taboritentum und Bauernkrieg in Deutschland*. Berlin 1948, S. 58.
- 48 Vgl. Gottfried Braasch: *Thomas Müntzer – Wirkungen an Unstrut und Kyffhäuser [...]*. Mühlhausen 2006, S. 12. Vgl. auch allgemein Georg Theodor Strobel: *Leben, Schriften und Lehre Thomä Müntzers des Urhebers des Bauernaufstandes in Thürin-gen [...]*. Nürnberg und Altdorf 1795, S. 127f. und S. 136–140.
- 49 TMA Bd. 3, S. 345 (Brief 101): Ich bitte, dass ihr eine kleine Zehrung meinem Weibe wollet geben, so es euch nicht är-gert. (15.8.24)
- 50 Vgl. Gerhard Wehr: *Th. Müntzer. Mit Selbst-zeugnissen und Bilddokumenten*. 8. Auf-lage Reinbek 2002, S. 96.
- 51 Vgl. Georg Wolfram: *Thomas Müntzer in Allstedt*. In: *Zeitschr. des Vereins für Thüring. Geschichte und Altertumskunde, Neue Folge* Bd. 5 (1886/87), S. 269–290,

- hier S. 280f. (nach durchgehender Zählung Bd. 13)
- 52 Vgl. Juliane Bobrowski: Wege zu Ottilie. In: Prediger für eine gerechte Welt. Zum 500. Geburtstag von Th. Müntzer. Berlin 1989, S. 72–83, hier S. 81. Vgl. allgemein auch dies.: Ottilie Gersen – Ehefrau und Mitstreiterin Müntzers. In: Th. Müntzer – Pfarrer und Revolutionär. Berlin 1989, S. 41–44.
- 53 Vgl. TMA Bd. 3, S. 149.
- 54 Vgl. Ulrich Bubenheimer: Th. Müntzer. In: Protestantische Profile [...]. Herausgegeben von Klaus Scholder u. Dieter Kleinmann. Königstein /Ts. 1983, S. 32–46, bes. S. 43.
- 55 Vgl. auch Manfred Kobuch: Thomas Müntzers Weggang aus Allstedt. Zum Datierungsproblem eines Müntzerbriefes. In: ZfG 8 (1960), S. 1632–1636.
- 56 Vgl. TMA Bd. 2, S. 345.
- 57 Vgl. Manfred Bensing: Thomas Müntzers Kampf und Weggefährten. Bad Frankenhausen 1977, S. 22. Er vermutet, dass sie ihrem Mann bald gefolgt ist oder sich in Nordhausen aufhielt.
- 58 Vgl. ebenda: Bensing, a.a. O. (1977), S. 22. Im Verhör hat Müntzer im Mai 1525 das angegeben.
- 59 Vgl. Martin Sünder: Zum Aufenthalt Th.

Müntzers 1524 in Mühlhausen. In: Mühlhäuser Beiträge 12 (1989), S. 35–38, hier S.35.

Friedrich Winterhager, geb. 21.2.1953 in Berlin, aufgewachsen in Berlin und Erwersbach (Hessen), Schulbesuch in Berlin (ev. Gymnasium zum Grauen Kloster), Studium der lateinischen Philologie und der Geschichte



Friedrich Winterhager

in Berlin und Würzburg. Promotion in Philologie über die Geschichte der Erforschung des Bauernkrieges, Referendariat und Lehrtätigkeit in Niedersachsen, hauptamtliche Mitarbeit in der Bildungsplanung und Lehrerfortbildung. Weiterbildung zum Archivar. Lehraufträge in Kirchengeschichte an der Universität Hildesheim. Jetzt als Oberstudienrat Projektbeauftragter für Archiv und Universitätsgeschichte an der Universität Hildesheim. Biographien über Wilhelm Zimmermann, Louise Ebert und Günther Gereke (mit einem Beitrag von Gerald Götting). Schriftführer in einem Kreisvorstand der CDA. Mitglied der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft.

Ein Reisebericht anlässlich des 525. Geburtstags von Thomas Müntzer

Das Panorama-Museum Bad Frankenhausen

Von Fokke Bohlson

Vor einigen Jahren bin ich wieder auf den Reformator Thomas Müntzer aufmerksam geworden. Der wortgewaltige Prediger, „Endzeitprophet“ und

einstige Weggefährte Martin Luthers, hat mich sehr beeindruckt. Müntzer kam durch das Lesen des Evangeliums zu der Erkenntnis, dass vor Gott alle Menschen gleich und die Feudalherrschaft und die damit verbundene Unterdrückung der Bauern keineswegs

gottgewollt sind. In seinem Eintreten für die Bauernbefreiung war Müntzer seiner Zeit weit voraus und kann uns auch heute noch als christliches Vorbild dienen. Müntzer rief als „Knecht Gottes wider die Gottlosen“ zum kompromisslosen Kampf gegen die Obrigkeit auf.

Wie wir aus der Geschichte wissen, war sein Eintreten für Gerechtigkeit nicht von Erfolg gekrönt. 1525 wurden die Bauern auf einem Höhenzug am Südhang des Kyffhäusergebirges vernichtend geschlagen. Dieser Berg nahe der geschichtsträchtigen Stadt Bad Frankenhausen im Norden Thüringens trägt noch heute den Namen „Schlachtberg“.



Museum Bad Frankenhausen

450 Jahre nach dieser Schlacht kam die Idee auf, Thomas Müntzer und den Bauernkriegen ein Denkmal zu setzen. Die Leiden der Bauern sollten nicht in Vergessenheit geraten, und so entstand an Ort des Glaubenskampfes ein zylindrisches Bauwerk. Dieses Bauwerk war das Ziel meiner Reise. Es birgt ein Gemälde von 14 Metern Höhe und 123 Metern im Umfang – das Panoramabild „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland“. Es erinnert an die Hoffnungen der Bäuerinnen und Bauern und

ist gleichzeitig ein Denkmal für Thomas Müntzer und seine Zeit.

Als ich den Rundbau betrat, war ich tief beeindruckt. Dramatische Szenen und über 3000 dargestellte Einzelfiguren empfingen mich. Man sollte etwas Zeit mitbringen und dieses Gemälde auf sich wirken lassen. Dann fängt es an, zu uns zu reden. Zu jeder vollen Stunde wird das Gemälde in eine Nacht getaucht, und man erhält durch einen Führer Einblicke in die Entstehungsgeschichte und die Gelegenheit, näher mit den dargestellten Personen bekannt zu werden.

Der Künstler, so wurde mir berichtet, ist Werner Tübke, der später auch das Altarbild der St.-Salvatoris-Kirche in Clausthal-Zellerfeld schuf. Als Kunstprofessor in Leipzig übernahm er 1976 die Ausführung dieses Monumentalwerkes. Zunächst studierte er an vielen Orten Europas die Malerei des ausgehenden Mittelalters. Einige der erforschten Motive wurden dann leicht variiert sogar Teil seines Gemäldes. Nachdem er seine Eindrücke in seinem Haus in Leipzig zunächst auf einer „Miniatur-Version“ (1,40 mal 12,3 Meter) gebannt hatte, begann er 1983 mit der Arbeit an der Riesenleinwand. Sie ist eine Spezialanfertigung einer Weberei der damaligen Sowjetunion. In vier Jahren entstand dann ein imposantes Kunstwerk, das zu den größten und figurenreichsten Gemälden der neueren Kunstgeschichte zählt. Pünktlich zum 500. Geburtstag von Thomas Müntzer im Jahre 1989 konnte es der Öffentlichkeit übergeben werden. 2014 können wir seinen 525. Geburtstag feiern.

Das Panorama-Museum in Bad Frankenhausen ist auf jeden Fall eine Reise wert.

Ein interessantes Buch, leider nur im Museum erhältlich: „Reisen zu Müntzer“ von Ludwig Rommel, VEB Tourist Verlag Berlin/Leipzig, 1989. ISBN 3-350-00302-8.

Vgl. auch Hg. Gerhard Wehr: Thomas Müntzer. Schriften und Briefe, Fischer Tb 1378, Frankfurt/1973

Öffnungszeiten:

April bis Oktober, Di.–So., 10–18 Uhr

November bis März, 10–17 Uhr

Juli/August auch montags von 13–18 Uhr

Eintritt für Erwachsene: 6,- €

Panorama-Museum, Am Schlachtberg 906567, Bad Frankenhausen, Tel. 03 46 71/6 19 21, Fax 03 46 71/6 19 20, www.panorama-museum.de, silke.krage@panorama-museum.de

Fokke Bohlens, 1965 in Detern-Barge/Ostfriesland geboren und aufgewachsen. Dort auch Schulbesuch und kaufmännische Ausbildung. 1985–1987 Zivildienst in der Pflege, Städtische Kliniken Oldenburg (Oldb). 1987–2004 angestellt bei der Genossenschaftsrechenzentrale Norddeutschland in Lehrte. Seit 2004 Angestellter im Nachfolgeunternehmen GAD eG (IT-Dienstleister) in Münster.



Fokke Bohlens

Zum Gedenken an Kaj Munk, Pastor, Poet, ermordet von der SS vor 70 Jahren

Widerstand mit dem offenen Wort

Von Paul Gerhard Schoenborn

Gräber in Vedersø

An der Chorseite der alten St. Sebastianskirche in dem kleinen Dorf Vedersø an der jütländischen Nordseeküste liegen drei schlichte Gräber. Hier ruhen Kaj Munk und seine Ehefrau Lise, geborene Jørgensen, und ihr Sohn Helge. An der Hauptstraße vor dem Kirchhof findet man ein Denkmal mit der Büste von Pastor Munk. Im Seitenschiff der Kirche hängt eine Gedenktafel für ihn mit seinem Lieblingschoral:

Ich erwarte dich, Herr Jesus, zum Gericht; jeden Augenblick schaue ich danach aus.

Schnell und unerhofft kannst du kommen zu jeder Tages- oder Nachtstunde.

Lass meines Herzens Lampe bereit sein und brennen in Glaube, in Hoffnung und in Liebe.

Wenn ich schlafe oder wache, so bin ich dein, wenn ich lebe oder sterbe, so bist du mein.

Und wenn du kommst, komme zart und mild und mache mich selig in Ewigkeit.
(Den Danske Salmebog, Nr. 269)

Fährt man auf der A 15, die quer durch Jütland von der Nord- zur Ostsee führt, so sieht man ungefähr 4 Kilometer vor Silkeborg, bei Hørbylund Bakke, am Straßenrand ein großes archaisches Kreuz aus Granit – ohne Inschrift, ohne Namen oder Jahreszahl. Aber jeder Däne weiß: Hier wurde Kaj Munk von einem deutschen SS-Kommando erschossen.

„Kaj Munk starb am 4. Januar 1944 für sein Vaterland. Einige müssen sich opfern, damit andere leben können“, setzten Freunde als Inschrift auf einen Gedenkstein, den sie auf dem Ravnshøj südlich von Linde bei Holstebro errichteten.

Warum wurde Kaj Munk ermordet?

„Wenn man hier im Lande mit der Verfolgung einer gewissen Gruppe unserer Lands-

leute anfängt, nur um ihrer Abstammung willen, dann ist es christliche Pflicht der Kirche zu rufen: ‚Das ist gegen das Grundgesetz im Reiche Christi, die Barmherzigkeit, und das ist verabscheuungswürdig für jedes freie nordische Denken.‘ Geschieht das noch einmal, dann wollen wir mit Gottes Hilfe versuchen, das Volk zum Aufruhr zu bringen. Denn ein christliches Volk, das tatenlos zusieht, wenn seine Ideale mit Füßen getreten werden, gibt dem tödlichen Keim der Verwesung Einlass in seinen Sinn, und Gottes Zorn wird es treffen.“

Diese Sätze entstammen der Predigt, die der Dorfpfarrer aus Jütland am 5. Dezember 1943 im Kopenhagener Dom hielt. Er war zu dieser Zeit in der dänischen Hauptstadt unerwünscht und durfte die Kanzel eigentlich nicht betreten. Aber er hielt die Predigt auf Wunsch seines Amtsbruders dennoch, und er drohte darin mit Aufruhr wegen der Judenverfolgung durch die Deutschen.

Genau einen Monat später, am 5. Januar 1944, fand man frühmorgens die Leiche von Pastor Munk auf Hørbylund Bakke bei Silkeborg. Am Abend zuvor hatte ihn ein SS-Kommando in seinem Pfarrhaus in Vedersø verhaftet. Als er seine Frau Lise, die mit fünf kleinen Kindern zurückblieb, zum Abschied umarmte, sprach er ihr Mut zu: „Vertraue auf Gott!“ Das Auto der SS fuhr lange durch die Nacht, hielt schließlich unterwegs, und Kaj Munk wurde kaltblütig erschossen. Es war ein von Hitler und Himmler angeordneter Terrorschlag. Mit der Ermordung Kaj Munks sollte der Widerstand im dänischen Volk gegen die Besetzung des Landes durch die Deutschen eingeschüchtert werden.

Wer war Kaj Munk?

Kaj Munk wurde am 13. Januar 1898 in Maribo auf Lolland geboren. Sein Vater

war Gerbermeister, Besitzer eines eigenen Betriebes, seine Mutter stammte von einem Bauernhof. Beide Eltern starben, als Kaj noch sehr jung war. Er wurde von kinderlosen Verwandten, Kleinbauern in Opager bei Maribo, adoptiert. Diese hielten sich



Zeichnung Knud Noerholm 1927

zu erwecklichen Kreisen. Die Freude an Gottes Wort und die standfeste Gläubigkeit seiner neuen Eltern, besonders der durch ein heimtückisches Beinleiden behinderten Mutter Marie, prägten ihn entscheidend. Sein Lehrer in der Volksschule, Martinus Wested, und ein junger Pastor in der Gemeinde, Oscar Geismar, Volkspädagogen im Sinne Grundtvigs, förderten sein literarisches Talent. Ihnen verdankt er die Ehrfurcht vor den christlichen Werten, die das dänische Volk bestimmten, und sie weckten

in ihm die Freude an Geschichte und Literatur.

Schon als junger Mensch verfasste Kaj Munk beachtliche Texte: Balladen, Gedichtzyklen, Dramen. Er überlegte sogar, das Theologiestudium in Kopenhagen abzugeben und Schriftsteller zu werden. Davon hielten aber seine Eltern nichts, die ihm das Studium unter großen Opfern ermöglichten.

Kaj Munks Theologie

Kaj Munk studierte gründlich Theologie, wurde aber kein theologischer Gelehrter, sondern bewusst ein Seelsorger und Verkündiger. Als solcher hatte er einen festen Glaubensgrund. Am 10. November 1923 um 8.48 Uhr morgens notierte er auf einen Zettel, den er danach stets bei sich trug: „Was ist Christentum – Ehrfurcht vor Christus.“ Trotz erheblicher Glaubenszweifel im Übergang vom heilen und hellen Kinderglauben zum angefochtenen Glauben eines mündigen Erwachsenen hörte er nicht auf, treulich Tag für Tag zu beten.

Sensibilisiert durch Søren Kierkegaards Auseinandersetzungen mit der dänischen Volkskirche hatte er indes große Skrupel, Pfarrer zu werden. Davon zeugt ein Gedicht des Theologiestudenten aus dem Jahre 1921:

*„Meister mit der schweren Dornenkrone,
ich kann dir nicht folgen, wie ich bin;
Frau und Pfarrhof, die ich einst bewohne, und
zwei Buben liegen mir im Sinn.*

*Meister mit der schweren Dornenkrone,
wärs du nur gekommen wie ein Gast,
dass er heile, rette und versöhne –
Pfarrer werden wäre keine Last.*

*Aber nun die schwere Dornenkrone
und die dunkle Blutspur bis zum Grab,
deine Rede, Wort im Schmerzenstone:*

Du beanspruchst, was ich dir nie gab.

*Meister mit der schweren Dornenkrone,
„Auf, mir nach!“ war dein Gebot, dein Ruf.*

*Ja – doch sieh von deinem Ehrenthrone,
wie so schön Gott seine Erde schuf.*

*Meister mit der schweren Dornenkrone,
„Wer sein Leben liebt, hat’s schon vertan.“
Hilf, dass ich trotz Pfarrhaus, Amt, Gemahlin,
ja der Buben selbst, dir folgen kann.“*

Der Jude Jesus – Munk nannte ihn gerne den Zimmermansgesellen aus Nazareth – war und blieb Kern und Stern seines Glaubens; Jesus, der Mittler zwischen Gott und den Menschen, die er aktiviert und in seine Nachfolge ruft. Ein Beleg dafür ist das, was Kaj Munk in einer kritischen Rezension eines Buches von Gustav Frenssen „Der Glaube der Nordmark“ angemerkt hatte. Der Autor, ein ehemaliger Pfarrer aus Dithmarschen, hatte darin die Behauptung einer Einheit Gottes mit dem Juden Jesus von Nazareth als für den Glauben des „nordischen Menschen“ unannehmbar bezeichnet. Munk stellte dagegen klar:

„Was ist das Zentrale im Christentum? Nicht Golgatha, nicht der Versöhnungstod, nicht die Dreieinigkeit, nicht die Vergebung der Sünden, nicht die Jungfrauengeburt, nicht das Abendmahl. Das Zentrale im Christentum ist Jesus. Nicht weniger, nein, aber wahrhaftig auch nicht mehr ... Aber dieser Jesus war Nicht-Arier! Das müssen wir in der Tat zugeben. Als Gott seinen Sohn geboren werden ließ, konnte er dafür kein Herrenvolk mit der Anlage zum Größenwahn gebrauchen. Es ist groß, Arier zu sein, aber es ist doch noch größer, Mensch zu sein. ... Jesus war ein Jude, und ‚Sohn Davids‘ und ‚Sohn des Menschen‘ waren die zwei Würdenamen, die er so souverän miteinander vereinen konnte, dass zweitausend Jahre davor gekniet haben.“

Ein großer Dramatiker

Zwanzig Jahre lang, von 1924 bis zu seiner Ermordung 1944, lebte und arbeitete Kaj Munk hingebungsvoll als Pfarrer in

Vedersø an der jütländischen Nordseeküste. Bis heute erzählt man sich dort viele Geschichten, die man mit ihm erlebte – dem treuen Seelsorger, dem leidenschaftlichen Jäger, dem fröhlichen Familienvater, dem entschiedenen Gegner einer Alkohol-Lizenz für Vedersø-Klit-Badehotellet.

Aber er führte hier in Vedersø auch seine literarischen Arbeiten weiter. Im Jahre 1928 spielte das Königliche Theater in Kopenhagen erstmals sein Bühnenstück über Herodes den Großen, den Kinderschlächter von Bethlehem: „Ein Idealist“. Dadurch wurde er als Dramatiker bekannt.

Zwei Schauspiele vor allem begründeten seinen Ruhm: „Das Wort“ heißt das eine. Es spielt unter den Bauern eines jütländischen Dorfes und handelt vom unfassbaren, frühen Sterben, vom Glauben an das Wunder der Auferweckung, von Vernunft und Wahnsinn. Den Anlass zu diesem Schauspiel gab ein trauriges Geschehen 1925 in Kaj Munks Gemeinde, das ihn tief erschütterte. Eine junge Bäuerin, Marie Sand, und ihr Kind starben im Kindbett. Ihr Grab befindet sich südwestlich der Vedersøer Kirche. 1955 schuf der dänische Regisseur Carl Theodor Dreyer nach Munks Drama den berühmten Film „Ordet“ – „Das Wort“.

Das andere Theaterstück, „Er sitzt am Schmelztiegel“, hat die Verfolgung der Juden in Hitlerdeutschland zum Thema und rechnet mit dem vergeblichen Versuch einiger deutscher Gelehrter ab, den Juden Jesus zum Arier zu machen. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs sahen mehr als 160.000 Zuschauer dieses Schauspiel und hörten, was darin ein deutscher Theologe einem nationalsozialistischen Minister vorhält: „Ein Jude hat meinen deutschen Mund gelehrt, jeden Morgen und jeden Abend zu beten: ‚Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.‘ Geben Sie den Juden Lebensrecht in unserem Volk. Denn die Menschen-

rechte anderen Menschen wegnehmen, heißt, sich selbst zum Verbrecher zu machen.“

Im Theaterheft dieses existentiell-politischen „Warnstücks“ (Arnim Juhre) schrieb Kaj Munk Munk:

„Die Erde brennt. Es gibt Zeiten in der Geschichte der Menschheit, da ist es möglich, das zu vergessen, aber unsere Zeit ist nicht eine solche. Mindestens sieben Tage in der Woche werden wir daran erinnert, dass wir in ein glühendes und brodelndes Feuer geworfen sind. Sind es die Flammen des Untergangs, die um uns her lodern? Wir wissen es nicht. Oft presst sich unser Herz zusammen aus Angst davor. Aber unser christlicher Glaube sagt, das Feuer um uns herum gehöre zu dem Schmelztiegel. Der Glaube kann es nicht beweisen und macht auch keinen Versuch dazu. Er gibt nur weiter, was ihm zugesagt wurde. Die Erde befindet sich im Schmelztiegel.“

Der christliche Gott ist ein großer Gott. Er ist so groß, dass er sich nicht mit weniger zufrieden gibt, als dass er auch noch einen Gott als Heizer in seiner Werkstatt beschäftigt. Es ist der Gott in der Hölle, der Kohlen unter Gottes Schmelztiegel schaufeln muss. Deswegen ist die Hitze so fürchterlich. Aber das muss wohl so sein, damit der Schmelzvorgang und die Läuterung glücken.

Wird die Läuterung glücken? Was wissen wir Menschen schon? Eine Explosion kann alles in die Luft jagen. Oder es bleiben nur Schlacke und Asche übrig. Das Christentum verdrängt nicht die Spannungen des Lebens.

Es ist die Religion des Dramatischen. Aber es behauptet auch, dass es einen Sinn in diesem so scheinbar Sinnlosen gibt, dem Schrecken des Weltenbrandes. Und es dichtet einen Hoffnungsraum von einem Ausgang zu ‚einem neuen Himmel und einer neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt‘.“

Man mache sich klar, was es bedeutet, dass 160.000 von 4,5 Millionen Dänen die-

ses politische Theaterstück auf sich wirken ließen und miteinander darüber diskutierten, zu einer Zeit, als es noch nicht solche seelische Erregung produzierenden Massenmedien wie heute gab. Dann kann man ermessen, welchen Einfluss die prophetische Botschaft Munks in der Judenfrage auf die dänische Öffentlichkeit hatte und welches Resistenzpotential sich dadurch in der Bevölkerung aufbaute, so dass die Dänen später, im Jahre 1943, als ihre jüdischen Mitbürger in die Vernichtungslager abtransportiert werden sollten, sich geschlossen vor sie stellten und sie vor dem Holocaust gerettet haben. Der Lyriker Arnim Juhre aus Wuppertal stellte hierzu fest: „Hier liegt der einmalige Fall vor, dass ein Theaterstück mitgeholfen hat, Hunderte von Menschenleben zu retten.“

Kaj Munks politische Ansichten

Kaj Munk wurde in den dreißiger Jahren auch zum viel gelesenen Kolumnisten der großen dänischen Tageszeitungen. In elf Jahren veröffentlichte er mehr als 600 Artikel zu allen möglichen Themen aus Kirche, Kultur und Politik. Den Parlamentarismus in seiner Ausprägung nach dem Ersten Weltkrieg sah er als für die Entwicklung eines Volkes ungeeignet an und gab dieser Überzeugung in Wort und Schrift deutlich Ausdruck. Dagegen sah er in der gestaltenden Kraft von Mussolinis Faschismus in Italien einen geschichtlichen Ordnungsfaktor, den er als Modell für die Entwicklung Skandinaviens für wünschenswert hielt. Auch die sich nach 1933 wirtschaftlich bessernden Verhältnisse in Deutschland unter Hitler schienen ihm in dieselbe Richtung zu deuten. Kaj Munk war der Ansicht, dass aufrichtige und aufopferungsbereite Führergestalten mit Idealismus und Überzeugungskraft in ihren Völkern positive Entwicklungen in

Gang setzen können. Er war und ist bis heute deswegen in Dänemark durchaus umstritten.

Die weitere Politik Mussolinis und Hitlers ließen ihn auf kritische Distanz zu den Diktatoren gehen. Mussolinis Abessinienkrieg verurteilte er ganz und gar und gab seiner Kritik Ausdruck in dem Drama „Sejren“ („Der Sieg“). Er kommentierte auch die Entwicklung im nationalsozialistischen Nachbarland Deutschland zunehmend kritisch. Hitlers unmenschliche Behandlung der Juden in Deutschland empörte ihn zutiefst. Am 17. November 1938 – eine Woche nach dem reichsweiten Pogrom in Deutschland – erschien in der Tageszeitung „Jyllands-Posten“ sein offener Brief an Mussolini. Darin beschwor Kaj Munk den Duce, Hitler von den Judenverfolgungen abzubringen, sie seien eines großen Kulturvolkes wie des deutschen unwürdig. Der eigentliche Adressat des Briefes aber war die dänische Öffentlichkeit. Munk artikuliert und verstärkte in ihm Abscheu und Entsetzen der Mehrzahl der Dänen gegenüber der „Reichskristallnacht“.

Widerstand mit dem Wort

Nach der Besetzung Dänemarks am 9. April 1940 wurde Kaj Munk zur Symbolfigur des Widerstands gegen die deutsche Besatzungsmacht. Sein öffentlicher Protest war nachhaltig und scharf. Die Kollaboration vieler seiner Landleute lehnte er ab. Er war davon überzeugt, dass die Dänen etwas tun müssten, um die Fremdherrschaft abzuschütteln – und das ging nur durch Gewalt. Darum schrieb er das Schauspiel „Niels Ebbesen“. Dieser „Wilhelm Tell Dänemarks“ verhinderte einst durch einen Aufstand, dass ein Deutscher, der holsteinische Graf Gert, sich ganz Jütland unterwarf. Eigentlich ein friedfertiger Mensch, stellte sich der Großbauer Niels Ebbesen

an die Spitze einer Bauernrevolte und erschlug den deutschen Aggressor, als dieser seine Knechte für sein Heer rekrutieren wollte. Aufstand und Tyrannenmord zur Verteidigung der Freiheit als ultima ratio – die Dänen verstanden die im Gewand von Historie und Bühnenwerk verkleidete Widerstandsbotschaft.

Kaj Munk las an vielen Orten öffentlich sein Manuskript vor, einmal sogar in Anwesenheit des dänischen Königs, was ein diplomatisches Nachspiel mit der deutschen Besatzungsmacht nach sich zog. Die dänische Untergrundbewegung verbreitete den Text des Schauspiels in Tausenden von Exemplaren. In Vedersø wird „Niels Ebbesen“ von Zeit zu Zeit durch die Bevölkerung am See bei dem alten Pastorat aufgeführt.

Politische Predigten

In seinen Predigten aus diesen Jahren finden sich unmissverständliche Aufrufe zum Widerstand:

„Verbrecher können die Macht über ganze Völker an sich reißen und alle bestehenden Werte umstürzen und so viel Schändlichkeiten und Leiden verursachen, dass der Tempelritter in uns aufgerufen wird. Und da geschieht es, dass wir Christi Wort als einen Befehl vernehmen: Hängt Mühlsteine um den Hals derer, die den Kleineren und Schwächeren ans Leben wollen.“

Oder:

„Es gibt Mitmenschen, ... denen man am besten einen Dienst erweist, indem man sie totschlägt. Dies meine ich buchstäblich. Niels Ebbesen gegen den Grafen Geert zum Beispiel. Der kahlköpfige Graf hätte sich ein paar Jahre mehr Hölle erworben, wenn seine Verbrechen am 10. April 1340 nicht gestoppt worden wären. Und wenn es nicht aus Rücksicht auf den Grafen geschehen war, so war es doch eine barmherzige Samaritertat gegenüber dem

mit Füßen getretenen, leidenden Volk. ... ‚Du sollst deinen Feind lieben‘ bedeutet nicht: ‚Du sollst dich auf ihn einstellen und ihm recht geben.‘ Ganz im Gegenteil. Du sollst ihn lieben, so dass du eher in sein Gesicht spuckst, als dass du das Verbrechen ihm gegenüber begiehst, zu schweigen und ihn glauben zu lassen, dass du seine Vorhaben und Methoden billigst. Du sollst ihn lieben, weil er dein Mitmensch ist, aber du sollst ihn hassen in dem Maße, wie er das Böse ausübt und er um der Wahrheit willen, und nicht nur deinetwegen, dein Feind ist. ... Gottes Güte ist sanftmütig und geduldig, aber sie schließt nie mit dem Bösen einen Kompromiss.“

Diese Predigten wurden 1941 und 1942 in zwei Bänden veröffentlicht, bis zum Kriegsende in fünf Auflagen mit insgesamt 25.000 Exemplaren. Viele dieser Bücher gelangten nach Norwegen und ermutigten auch dort die Christen zum Widerstand. Dass er sich durch sein offenes Wort in Lebensgefahr brachte, war Pastor Munk wohl bewusst. Er liebte das Leben und suchte den Märtyrertod nicht, aber er wollte und konnte die Wahrheit nicht verschweigen.

„Die Kirche ist der Ort, wo das Unrecht in den Bann getan, die Lüge entlarvt, die giftige Bosheit angeprangert werden muss – der Ort, wo Barmherzigkeit geübt werden soll als Quelle des Lebens, als Herzschlag der Menschheit.“

Im dänischen Volk ist Kaj Munk als christlicher Märtyrer des politischen Widerstands unvergessen.

Leseratschlag:

Kaj Munk, Schauspiele, Aus dem Dänischen von Rolf Lehfeldt und Paul Gerhard Schoenborn, mit einem Essay von Arne Munk, Edition ATE im LIT Verlag, Münster 2003.

Paul Gerhard Schoenborn, Alphonse des Nachfolge – Märtyrer des politischen Christus, Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1996, S. 48–78.

Paul Gerhard Schoenborn, Jahrgang 1934, aufgewachsen in Dinslaken, Studium der Theologie, Philosophie und Soziologie, 1963 bis 1973 Gemeindepfarrer in der Arbeitergemeinde Rheinhausen-Friemersheim, 1969–1973 Mitglied im Arbeitskreis „Politisches Nachtgebet“ in Rheinhausen. Über viele Jahre Mitarbeiter beim Deutschen Evangelischen Kirchentag (Lateinamerika-Forum), 1973–1981 Studentenpfarrer, von 1981–195 Pfarrer für Erwachsenenbildung in Wuppertal. Er lebt mit seiner Frau seit 1995 im Ruhestand in Wuppertal. Er ist Autor oder Herausgeber von Sach-

büchern, Arbeitshilfen und Medienpaketen zur Politischen Theologie, zur Biographie D. Bonhoeffers und zum Kirchenkampf, Übersetzer zahlreicher Schauspiele Munks, zuletzt der „Oxford-Schnappschüsse eines Dramatikers“ (Münster 2013), Träger des Kaj-Munk-Preises 2004.



Paul Gerhard Schoenborn

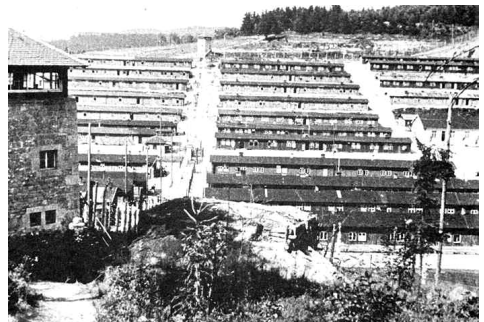
Flossenbürg – ein Reisebericht

Von Elmar Klink

Im Oktober 2013 hatte ich mich während eines Süddeutschland-Aufenthalts in und um Nürnberg entschlossen, die Gedenkstätte des ehemaligen KZs Flossenbürg zu besuchen. Sie befindet sich etwa 130 km von Nürnberg entfernt bei Weiden, abgelegen in der Oberpfalz, nur wenige Kilometer entfernt von der tschechischen Grenze. Am 9. April 1945 war der inhaftierte evangelische Theologe und Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer von den Nazis an diesem Ort auf direkten Führerbefehl noch ermordet worden. Auch andere Vertreter aus dem militärischen Anti-Hitler-Widerstand wurden dort gefangen gehalten und umgebracht wie Hans Oster vom inneren Zirkel der Stauffenberg-Widerstandsgruppe und der in Widerstands- und Attentatspläne eingeweihte und zwielichtig verwickelte einstige Abwehrchef Wilhelm Canaris, der ebenfalls in den letzten Kriegstagen noch hingerichtet worden ist. SPD-Politiker wie der überlebende Kurt Schumacher zählten vorüberge-

hend auch zu den Gefangenen in Flossenbürg. Das Gros der deutschen Insassen (über 9.000) bildeten allerdings wegen „krimineller Straftaten“, „Schwerverbrechen“ und sonstiger „Gesetzesvergehen“ Verurteilte, gekennzeichnet mit dem „grünen Winkel“. Sie bildeten mit Kappos (Aufsehern) und ihren korrupten Praktiken das so genannte innere Lagerregime, das häufig nicht viel weniger grausam und schikanös war als das der SS-Wachsoldaten.

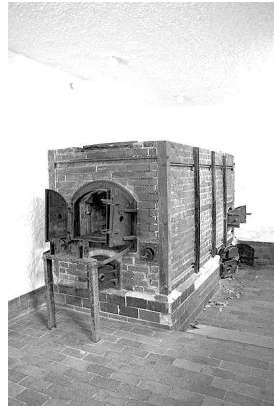
Flossenbürg ist ein relativ kleiner Ort in



Lager 1945

etwa 700–750 mtr. Höhe an einem ansteigenden Waldhügel gelegen. Es war für ein KZ damals nicht üblich, Lagerbaracken terrassenförmig an einem Hang anzulegen wegen der dadurch einseitig erschwerten Übersicht für die Wächter in den Türmen wie auch wegen der orientierenden „Aussicht“ aufs Gelände, die eine solche Lage den Gefangenen bot. Nur ein paar hundert Meter neben dem KZ-Areal befand sich nahe einer Schlossruine ein großer Granitsteinbruch, in dem sich Gefangene aus vielen, vor allem osteuropäischen, Ländern (Polen, SU, Ungarn, Tschechoslowakei) für den Monumentalbauwahn der Nazis zu Tode schufteten. In angeschlossenen Außenlagern wurden Gefangene auch für die Rüstungsproduktion der deutschen Luftwaffe abgestellt. War Flossenbürg, relativ klein, auch kein ausgewiesenes Vernichtungslager, so wurde dort doch gezielt das Prinzip der „Vernichtung durch Arbeit“ betrieben. An den Granitsteinsäulen des ehemaligen Lagereingangs prangte der menschenverachtliche Schriftzug „Arbeit macht frei“. Die Säulen wurden von polnisch-ungarischen Überlebenden später versetzt und stehen jetzt im hinteren Gedenkstättenbereich auf der Höhe des Krematoriums des Lagers, in dem es „nur“ einen Verbrennungssofen gab.

Nach genaueren Schätzungen waren in der Zeit seines Bestehens von 1938 bis 1945 insgesamt über 30.000 Lagerinsassen in Flossenbürg umgekommen und über 100.000 gefangene Frauen und Männer durch das Lager gegangen. Am 24. April erreichten Einheiten der 90. US-Infanteriedivision den Ort und beendeten das NS-Regime im Lager, wo sie noch knapp 2.000 Gefangene antrafen, die wegen Krankheit und Erschöpfung von den SS-Wächtern zurückgelassen wurden. Viele davon starben noch in den Tagen und Wochen nach



**Verbrennungssofen,
Krematorium im KZ**

ihrer Befreiung. Nur wenige Tage vor Ankunft der US-Truppen war der größere Teil der Gefangenen vom letzten Lagerkommandanten Max Koegel noch auf einen Todesmarsch in Richtung des KZs Dachau befohlen worden.

Flossenbürg steht auch leider

beispielhaft für ein lange Zeit verweigertes öffentliches Erinnern nach dem Krieg an diese schreckliche Stätte des Todes und der Vernichtung. Viele Jahre lang geschah außer der kleinen Anlage eines Ehrenfriedhofs von offizieller deutscher Seite aus so gut wie nichts, was den Ort zu einer Stätte des bewußten Erinnerns und Gedenkens hätte werden lassen können. So fing ab Mitte der 50er Jahre die örtliche Gemeinde gezielt damit an, einen am Hang gelegenen Bereich des ehemaligen KZs, wo einst in Reih und Glied Baracken hinter 2,50 Meter hohen stromgeladenen Stacheldrahtzäunen standen, für eine Bebauung mit einer Reihenhaussiedlung freizugeben. Noch heute ist an der Siedlungsanlage die Barackenanordnung zu erkennen. Offizieller Wahlspruch war dabei: „Das Dorf wächst allmählich ins Lager hinein“... Gleichzeitig umgab sich das Vorhaben mit einer Propaganda des „neuen glücklichen Lebens und Wohnens“ am ehemaligen „Ort des Todes“. Instinkt- und gefühlloser kann man so etwas kaum noch tun, wie ich finde. Noch heute stehen die teils bunten Reihenhäuser dort, inzwischen z.T. um- und angebaut, die Bal-

kone südwestlich ausgerichtet auf den ehemaligen Appell- und Hinrichtungsplatz zu. Ich frage mich, wie Menschen mit einem solchen ständigen Anblick vor Augen an so einem Ort wohnen und es aushalten können ...

Dank vor allem der Initiative der wenigen Überlebenden und ihrer Angehörigen besonders aus Ländern wie Polen, Russland, Westeuropa und auch aus jüdischen Gemeinden änderte sich das. So entstand schon bald nach 1945 im hinteren Bereich des eingeebneten Platzes am Beginn eines bewaldeten Abhangs in einer Art Schlucht in jahrelanger Eigenleistung nach und nach das so genannte „Tal des Todes“.

Dort befindet sich auch der Standort des Krematoriums. Zu diesem führte vom ca. 20 mtr. darüber befindlichen La-



„Tal des Todes“ mit Gedenkanlagen

gerplateau eine steile Rampe abwärts mit Gleis, auf dem man mit einem Rollwagen die Leichen zum Verbrennungsort hinabließ. In diesem Tal des Todes befinden sich der Platz der Nationen mit in den Boden eingelassenen Granitplatten, auf denen ein jeweiliges Land in eigener Sprache seiner Toten und Vermissten gedenkt und ein pyramidenartig aufgeschichteter, grasbewachsener Hügel mit einem Aschemassengrab.

Andere, kaum besonders auffallend, wie

Blumenbeete angelegte Gräber des Ehrenfriedhofs befinden sich oben auf dem Pla-



Asche-Hügel neben dem ehemaligen Krematorium

teau. An der Waldseite gegenüber dem Krematorium steht eine große Steinkapelle, die ebenfalls schon in den 50er Jahren von privater Hand der Überlebenden errichtet wurde. Viel später kam nur einige Meter daneben noch die besondere jüdische Gedenk- und Gebetsstätte hinzu, ein relativ neu errichteter, schlichter und fensterloser weißer Betonbau mit einem mit wenigen jüdischen Symbolen und Wandbekleidungen schlicht und weihevoll ausgestatteten, hell beleuchteten Innenraum, in dem man sitzen und stille Einkehr üben kann. Ich hielt mich längere Zeit dort auf, wie auch in der innen sehr finster wirkenden christlichen Kapelle nebenan, die schon häufig Ziel von Beschädigungen und Farbschmierereien mit Nazi-Parolen etc. war. Auf dem Eingangsportal prangte eines Morgens die Aufschrift „Juda verrecke!“ und „Wir kriegen euch“. Das ganze Gelände wird an den Seiten und Ecken von mehreren noch sehr gut erhaltenen, massiv aus Stein errichteten, Wachtürmen überragt, die den Charakter eines stark befestigten Gefangenelagers noch zusätzlich optisch betonen.

Das alles kann man sich in zwei Dauerausstellungen auch ansehen und vergegenwärtigen, die in den beiden als einzigen noch erhaltenen zentralen Gebäuden um den Appellplatz herum untergebracht sind und einst als Lagerküche und Wäscherei dienten. Die eine Ausstellung widmet sich in Fotos, Dokumenten, Filmausschnitten und Erinnerungsgegenständen der Zeit nach 1945, die andere stellt auf zwei Ebenen in etwa gleicher Ausstattung die Hauptausstellung über das Lager selbst dar. Beide finde ich gut gemacht und auch zu pädagogischen Zwecken gut aufbereitet. Zwei umfangreiche Kataloge stehen neben zahlreichen Infoblättern z.T. auch in anderen Sprachen überdies zur Verfügung. Ob dieser Anstrengungen verlieh man 2011 dem in den letzten Jahren konsequent vorangetriebenen, zeitlich jedoch längst überfälligen, Projekt den Bayerischen Museumspreis.



KZ Flossenbürg

Obwohl es ein meist sonniger, milder Oktoberwochentag war, als ich das immer wieder von leichten Nebelschwaden durchwehte Gelände besichtigte, war ich doch fast der Einzige draußen vor Ort, nur hin und wieder kamen vereinzelte Besucher am Weg durchs Lager vorbei. Dadurch erhielt das Ganze zusätzlich noch etwas Trauriges, Beklemmendes und Düsteres für

mich im inneren Erleben und wahrnehmenden Gedenken. So, wie man die Gedenkstätte, zu der der Eintritt kostenlos ist, im vorderen und mittleren Bereich mit den Ausstellungen jetzt vorfindet, existiert sie erst seit Ende der 90er/Mitte der 2000er Jahre, was ich für eine wahre Schande für den bayerischen Staat halte. Und immer noch wird daran gebaut und erweitert, so soll jetzt auch noch eine Tagungs- und Begegnungsstätte hinzukommen, was grundsätzlich zu befürworten ist. Nach 1945 beherbergte das Gelände längere Zeit sogar noch neue Industrieanlagen und eine Dorfgaststätte, bis man diese schließlich auf interne Weisung wieder ganz zurückbaute.

*Elmar Klink,
geb. 1953 in Rottweil am Neckar;
1971 Kriegsdienstverweigerung;
1974/75; Sozialpraktikum in
einem Betriebskindergarten;
1976/77 Zivildienst
beim Sozialen Friedensdienst e.V. in*



Elmar Klink

Bremen; Studium Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Sozialwissenschaft; 1980–86 Referent in kirchlicher Jugendbildung; 1988–95 Mitarbeit bei der Zeitschrift Graswurzelrevolution; 1991–2008 beruflich tätig bei der Evang. Arbeitsgemeinschaft für KDV und Frieden/Bundesgeschäftsstelle; danach erwerbslos; 1993–95 Mitarbeit in einem spirituell-ökologischem Gemeinschaftsprojekt; aktiv in Friedensarbeit und Friedensbewegung; seit ca. 2007 Mitwirkung bei CuS; 2013 Mitglied im BRSD.

Klaus Hoppmann-König (1927–2013) zum Gedenken*

Von Willy Spieler

Klaus Hoppmann-König, ein Pionier der Unternehmensdemokratie in Deutschland, ist nach einem reich erfüllten Leben am vergangenen 27. Oktober in Bern gestorben. Erstmals begegnet bin ich ihm und seiner Frau Judith König für ein Neue Wege-Gespräch, das im Juni-Heft 2007 erschienen ist. Klaus stellte das nach ihm benannte Reformunternehmen Hoppmann in Siegen (Nordrhein-Westfalen) vor, das er an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Form einer Stiftung übertragen hatte. Judith betonte als ehemaliges Vorstandsmitglied dieser Stiftung die Bildungsarbeit, da Mitbestimmung auch „gelernt werden“ müsse. Die damalige Begegnung hat bei mir tiefe Spuren hinterlassen. Wann immer ich mit der Vision einer demokratischen Wirtschaft auf Unglauben oder gar Unwillen stosse, dient mir das Reformunternehmen Hoppmann als Beispiel für diese real gelebte Utopie.

Auch die Sozialdemokratie (SP) Schweiz, die bis jetzt wenig mit der Wirtschaftsdemokratie anzufangen weiß, die sie im neuen Programm führt, täte gut daran, sich an den verstorbenen Genossen zu erinnern, von dessen Reformunternehmen der Wirtschaftsethiker Günter Brakelmann sagt: „Dieses verwirklichte oder besser sich verwirklichende ‚Modell‘ bedeutet nicht nur für die Praxis, sondern auch für die theoretische Diskussion um Mitbestimmung und Mitbeteiligung mehr als alle Modelle, die in Gewerkschafts- und Parteiprogrammen auf dem Papier stehen.“

Das Unternehmen nennt sich „Hoppmann

Autowelt“, handelt mit Fabrikaten von Opel bis Alfa Romeo und unterhält einen Werkstattservice. Letztes Jahrbeschäftigte es 340 Mitarbeitende, davon 84 Auszubildende, an acht Standorten in

und um Siegen. Aber nicht Produkte und Umsatz sind hier die Hauptsache, sondern die Mitarbeitenden, die am Gewinn und an der Leitung des Unternehmens teilhaben. Sie sagen dem Besucher: „Bei uns geht das Geld nicht für eine Jacht für den Chef drauf, sondern bleibt im Unternehmen.“ Kein Wunder, liegt die durchschnittliche Betriebszugehörigkeit doch bei 25 Jahren.

Klaus Hoppmann hatte eine Lehre als Kfz.-Mechaniker und eine kaufmännische Lehre absolviert. Das Unternehmen erbte er 1957 von seinem Vater. „Als ich dann freilich das Firmenvermögen und auch die Position als Firmenchef erbte“, sagte Klaus im NW-Gespräch, „wurde mir klar, wie wenig selbstverständlich dieser Vorgang war, den ich bis dahin als etwas ‚Naturgesetzliches‘ angesehen hatte. Ich verfügte über wenig berufliche Erfahrung und war auf die Hilfe der Mitarbeitenden angewiesen.“

1961 führte er die Gewinnbeteiligung ein. Seither wird die Hälfte des Unternehmensgewinns dem Unternehmen, die andere Hälfte



Klaus Hoppmann-König beim NW-Gespräch am 8. Mai 2007

te den Mitarbeitenden zu gleichen (!) Anteilen gutgeschrieben. 1969 kam eine neuartige Mitbestimmung hinzu. Der Wirtschaftsausschuss, der die unternehmerischen Entscheidungen trifft, ist paritätisch aus Führungskräften und Betriebsräten zusammengesetzt.

Was aber, wenn der Patron oder seine Erben das Modell kraft Kapitalbesitz rückgängig machen? Die Frage ließ in Klaus Hoppmann den Entschluss reifen, das Unternehmenskapital in eine Stiftung einzubringen und damit vor privaten Zugriffen zu schützen. Im Einvernehmen mit den Nachkommen aus erster Ehe wurde die Stiftung 1974 gegründet. Sie bekam den programmatischen Titel „Demokratie im Alltag“. Mit der „Neutralisierung“ des Kapitals entspricht das Unternehmen den Vorstellungen, die Ota Šik für seinen „Dritten Weg“ entwickelt hat. Er sei diesem Vordenker des „Prager Frühlings“ an einem Seminar in Süddeutschland begegnet, erinnerte sich Hoppmann-König: „Wir hörten uns unsere Vorträge an und freuten uns darüber, dass der eine das umsetzte, was der andere theoretisch ausgedacht hatte. Wir hatten vorher nichts voneinander gewusst!“

So revolutionär das alles ist, das Reformunternehmen Hoppmann ist eine Erfolgsgeschichte seit mehr als vierzig Jahren. Und gerade weil das Unternehmen weit über das deutsche Mitbestimmungsmodell hinausgeht, krankt es nicht an dessen Schwächen. Das Unternehmen sei ein „sozialethisches Meisterwerk“, ja ein „soziales Gesamtkunstwerk“, sagte Wolfgang Belitz, ehemaliger Sozialpfarrer und seit 15 Jahren Vorsitzender der Unternehmensstiftung, in seiner Trauerrede in der Paulus Kirche Bern.

Diese Entwicklung ist Klaus Hoppmann nicht in die Wiege gelegt worden. Er gehörte 1945 einer orientierungslosen Flakhelfer-Generation an. Auf der Suche nach einer neuen, solidarischen Gesellschaft lernte er den Wirt-

schaftsethiker Günter Brakelmann kennen, der ihn in die Lehren der Frühsozialisten einführte. Einer von ihnen war Robert Owen (1771–1858), der Musterbetriebe schuf und sie den Arbeitern übergab – wenn auch mit weniger Erfolg als Klaus Hoppmann ...

1972 ist Klaus der SPD beigetreten, nach seiner Niederlassung in Bern 1990 auch der SP Schweiz. Er hatte in Deutschland für Willy Brandt und die deutsch-polnische Verständigung geworben, war Mitgründer einer „Aktionsgemeinschaft Notunterkünfte“ und der „Gustav-Heinemann-Friedensgesellschaft“. Aber auch die Stiftung des Reformunternehmens Hoppmann ist bekannt für ihre gemeinnützigen Projekte, zum Beispiel für Kinder und Jugendliche in sozialen Brennpunkten oder für ehemalige Kindersoldaten in Weltgegenden, die unter Krieg und Gewalt leiden. In der Schweiz setzten sich Klaus und Judith für Asyl suchende Menschen ein, damit sie Sprache und Kultur dieses Landes verstehen.

Klaus Hoppmanns demokratischer Sozialismus hatte zutiefst christliche Wurzeln. Sie prägten seine Liebe zu den Mitmenschen, die für ihn eben auch eine „Liebe durch Strukturen“ war. Noch mit 80 Jahren sicherte er die Spuren seines Lebenswerks mit der Autobiographie „Mehr Gerechtigkeit wagen“. Er schenkte mir das Buch mit einer Widmung, in der er mich einen „Weggefährten“ nannte. Das wäre ich gern gewesen und möchte ich nicht aufhören zu sein. Am Schluss unseres NW-Gesprächs bedauerte Klaus, dass Wirtschaftsdemokratie nicht eben Konjunktur habe und sagte: „Unser Modell müsste auch propagiert werden.“ Ich antwortete entschlossen: „Das machen wir jetzt.“ Ja, lieber Klaus, wir bleiben dran!

**Der Artikel ist auch in Neue Wege 12/2013 erschienen. Wir danken der Redaktion unserer Schwesterzeitschrift für Kooperation.*

Wirtschaftsdemokratie ist längst überfällig

Von Heinz-J. Bontrup

Gesellschaftliche Asymmetrie

Der gesellschaftliche Aufbau in Deutschland, aber nicht nur hier, basiert auf einer Asymmetrie. Der politische Überbau, der Staatssektor, ist parlamentarisch demokratisch als eine indirekte Demokratie und durch eine Gewaltenteilung zwischen Legislative, Exekutive und Judikative sowie föderal (Bundestag und -rat) verfasst, und der Unterbau, die Wirtschaft, wird autokratisch von den Kapitaleignern mit dem ausschließlichen Ziel einer permanenten Kapitalakkumulation durch eine maximierte Profitrate einseitig beherrscht. Zur ideologischen Rechtfertigung dieser gesellschaftlichen Asymmetrie sprechen marktwirtschaftliche Apologeten von einer „Demokratie des Marktes“ oder auch ordnungstheoretisch von einer „sozialen Marktwirtschaft“; neuerdings Bundeskanzlerin Merkel von einer „marktkonformen Demokratie“. Für neoliberal Verirrte soll der Markt sogar zu einer hegemonialen Institution werden, die sämtliche sozialen Beziehungen durchdringt, um so die Menschen marktförmig zu konditionieren. In Analogie zum politischen System der Demokratie könne der Konsument mit seiner Kaufentscheidung, quasi als „Stimmzettel“, über den Produzenten (Kapitalisten) richten und die Produktion „demokratisch“ aussteuern. Diese marktwirtschaftliche Fundamentalthese, von der „Herrschaft des Konsumenten“ (sprich „Konsumentensouveränität“), geht auf Adam Smith zurück. „Zweck und Ziel aller Produktion ist der Verbrauch“, so Smith, „und

Interessen des Produzenten sollten nur soweit berücksichtigt werden, wie es zur Förderung der Interessen der Verbraucher nötig ist.“

Marktwirtschaftliche Realität

Diese marktwirtschaftliche Sicht ist naiv und hat mit der wirtschaftlichen Realität nichts zu tun. Unternehmer wollten noch nie Märkte bzw. Verbraucher optimal mit Leistungen, d.h., mit niedrigsten Preisen und maximalen Mengen zu bester Qualität versorgen. Nichts ist schlimmer für einen Unternehmer, als wenn er feststellen muss, der Markt ist versorgt, und die Preise können nicht erhöht werden, wobei der Preis die schärfste Waffe eines Unternehmers ist, weil er mit dem Preis mehr Umsatzerlöse generieren kann, ohne dafür auch nur das Geringste zusätzlich leisten zu müssen. Nur verknappte Märkte oder eine über unsinnige Marketing- und Werbemaßnahmen suggerierte (künstliche) Nachfrage garantiert den Kapitalisten, in Verbindung mit niedrigen Löhnen und einer hohen Arbeitsproduktivität bei möglichst niedriger Kapitalintensität im Produktionsprozess, eine maximale Profitrate.

Neigung zum Monopol

Aber zwingt die „Peitsche“ des Wettbewerbs den einzelnen Unternehmer letztlich nicht doch dazu, dem Verbraucher zu dienen? Bei einer oberflächlichen Betrachtung macht es zumindest den Anschein. In Wirklichkeit ist dies aber eine Mystifikation, weil, egal wo auf der Welt, der Unternehmer ständig versucht, den Wettbewerb durch Verhandlungs-, Behinderungs- und/oder

horizontale, vertikale sowie diagonale Konzentrationsprozesse auszuschalten. Und wenn dies alles nicht geht, wird der Wettbewerb durch Kartellbildungen eliminiert. „Die ‚Neigung zum Monopol‘ entspringt dabei der Grundnatur des kapitalistischen Erwerbes selbst“, schreibt der Marburger Nationalökonom Werner Hofmann. „Das Prinzip der Rendite vollendet sich im Monopolgewinn; so wie sich der andauernde Krieg der Konkurrenz in der Hoffnung eines jeden der Streitenden nach der Überwältigung der anderen erfüllt. Dem Verhältnis der freien Konkurrenz wohnt damit von allem Anfang an die Tendenz seiner Selbstaufhebung inne.“

Gewinner und Verlierer

Gefangen in diesem Prozess des zerstörerischen Wettbewerbs, der immer Gewinner und Verlierer „produziert“, und dem ständigen kapitalistischen Verlangen nach maximaler Kapitalakkumulation sind nicht nur die ohnmächtigen privaten Verbraucher, sondern auch die abhängig Beschäftigten. Beutet ein Unternehmen ein anderes aus oder vernichtet es im Wettbewerb sogar, sind auch die Beschäftigten des geschädigten Unternehmens negativ betroffen, d.h. sie sind die Verlierer. Sie verlieren ihre Arbeit und damit ihre Reproduktionsmöglichkeit.

Wettbewerb, wenn er denn funktioniert, kann sicher für Effizienz in der Produktion und neue innovative Produkte sorgen, er darf aber nicht zu gesellschaftlich suboptimalen Ergebnissen führen.

Marktmacht-Strukturen – Gegenmaßnahmen

Diese liegen in der Regel aber vor, wenn sich einzelne Märkte (wettbewerbsimmanent) so stark konzentrieren, dass enge oligopolistische oder gar monopolistische

Macht- und Ausbeutungsstrukturen gegeben sind und es außerdem nicht in den unternehmerischen Kalkulationen zu einer vollständigen Internalisierung der Umwelt kommt bzw. dadurch eine optimale gesellschaftliche Allokation knapper Ressourcen verhindert wird. Hier muss die Politik über eine entsprechende Wettbewerbspolitik das Entstehen von Marktmachtstrukturen verhindern. Verlangen dagegen Produktionsprozesse zur Realisierung von economies of scale nach einer großen Betriebsgröße (Kapazität), wie in der Automobil-, oder Stahlindustrie u.a., so sind die hier anbietenden Großunternehmen einer staatlichen Kosten-, Gewinn- und Preiskontrolle zu unterwerfen oder zu vergesellschaften. Darüber hinaus ist eine kurzfristige Profitmaximierung wegen fehlender Nachhaltigkeit auf allen Märkten durch eine entsprechende Festlegung von betrieblichen investiven Amortisationszeiten auszuschließen, und gleichzeitig ist die eigenkapitaldeterminierte Profitrate – es sei denn ein Unternehmen erbringt wirklich außergewöhnliche gesellschaftliche Leistungen – auf maximal 10 Prozent zu beschränken.

Güter und Dienste der Daseinsfürsorge – Fördermaßnahmen

Außerdem müssen dem Markt- und Wettbewerbsprinzip von vorn herein die Bereitstellung von Gütern und Diensten der gesellschaftlichen Daseinsfürsorge entzogen werden. Dazu gehören die Bereiche der Gesundheit, der Rente und die Versorgung mit Wasser, Energie und die Mobilität (Verkehrsträger). Dies kann durch öffentliche Unternehmen am besten umgesetzt werden, deren Zweck nicht eine Profiterzielung ist, sondern die auf die Befriedigung gesellschaftlich essentieller Ziele ausgerichtet werden müssen. Zusätzlich ist das Genossenschaftswesen staatlich zu fördern und

auszubauen und kleine Unternehmen mit bis zu 20 Beschäftigten sind steuerrechtlich zu bevorzugen.

Lohnpolitik

Die Neoliberalen in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Medien wollen auch die Arbeitsmärkte dem Wettbewerb aussetzen. Arbeitsmärkte sind in einer Wirtschaftsdemokratie aber als derivative Märkte besonders zu schützende Märkte. Das Aushandeln des Preises (Lohnes) am Arbeitsmarkt unterliegt hier den Gewerkschaften und Unternehmerverbänden. Dabei ist uneingeschränkt bei den Lohnzuwächsen eine branchenbezogene produktivitätsorientierte Lohnpolitik umzusetzen. Hier gelten demnach die entsprechende durchschnittliche Branchenproduktivität und die jeweilige Preissteigerungsrate an den Absatzmärkten als verteilungsneutraler Spielraum. Bei den Staatsbediensteten gilt dagegen die gesamtwirtschaftlich durchschnittliche Produktivitäts- und Inflationsrate. Notwendige Voraussetzung für eine solche ökonomisch rationale Lohnpolitik sind gleichstarke Verhandlungspartner. Dies wird nur dadurch sichergestellt, dass alle abhängig Beschäftigten Mitglied einer Gewerkschaft sind und sich Unternehmer nicht durch eine Verbandsflucht aus dem Tariflohnsystem verabschieden können. Der Staat hat dies durch entsprechende Gesetze sicherzustellen.

Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand

Damit die Beschäftigten aber auch über ihren tariflichen Lohn hinaus noch am von ihnen geschaffenen Mehrwert partizipieren können, muss es darüber hinaus zu einer echten Gewinnbeteiligung kommen, die zusätzlich in eine Eigen- und /oder Fremdkapitalbeteiligung zur Vermögensbildung

in Arbeitnehmerhand umgewandelt werden kann.

Paritätische Mitbestimmung

Neben diesen wirtschaftsdemokratischen Maßnahmen auf der Wettbewerbs- und Marktebene ist ein weiterer wesentlicher Baustein von Wirtschaftsdemokratie auf der Mikroebene die uneingeschränkte paritätische Mitbestimmung in den Unternehmen. „Der Gedanke der Mitbestimmung bedeutet im Grund nichts anderes als eine Ausprägung der gewerkschaftlichen Idee der Freiheit“, schrieb der langjährige Erste Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner. „Freiheit ist [...] nicht nur ein politischer Begriff, sondern vor allem auch eine soziale Kategorie. Wir wissen, dass die Freiheit des Menschen außerhalb seines Arbeitslebens nicht vollständig und gesichert ist, solange der Mensch in seinem Arbeitsleben der Herrschaft anderer unterworfen bleibt. Die Demokratisierung des öffentlichen Lebens, das freie Wahl-, Versammlungs-, Rede- und Presserecht bedarf der Ergänzung durch die Demokratisierung der Wirtschaft, durch Mitbestimmung der arbeitenden Menschen über die Verwendung ihrer Arbeitskraft und der von ihnen geschaffenen Werte.“ Gerade Letzteres ist ökonomisch wichtig und immer wieder zu betonen: Das Kapital als vergegenständlichte Arbeit ist zu seiner Verwertung auf die menschliche Arbeit uneingeschränkt angewiesen. Im Produktionsprozess kommen, neben einem Naturgebrauch, immer zwei Inputfaktoren zum Einsatz: Arbeit und Kapital. Mit nur einem Faktor ist kein Output möglich. Arbeit und Kapital stehen demnach in der Produktion interdependent zueinander. Außerdem unterliegt die Produktionsfunktion zur Hebung von ständig zu erhöhenden Arbeitsproduktivitäten einem laufenden Substitutionsprozess von Arbeit durch Kapital, ohne das

letztlich aber eine vollständige Substitution gelingt. Dennoch schafft der Substitutionsprozess ein großes ökonomisches und soziales Problem: Technologische Arbeitslosigkeit. Und obwohl im kapitalistischen Produktionsprozess Arbeit und Kapital uneingeschränkt aufeinander angewiesen sind, gilt in den Produktionsverhältnissen auf Grund des Eigentums an den Produktionsmitteln und der ebenso verfassungsrechtlich abgesicherten unternehmerischen Freiheit einseitig ein „Investitionsmonopol des Kapitals“ (Erich Preiser). Das heißt, nur das Kapital entscheidet wie, wann und wo investiert wird. Hier liegt ein tiefgreifendes (schweres) systemisch immanentes Paradoxon vor. Denn wenn mit einem Produktionsfaktor kein Output in der Produktion, keine Wertschöpfung, möglich ist, warum haben dann in den Unternehmen nur die Kapitaleigner über Arbeitsnachfrage, den Arbeitseinsatz, Entlassungen, Investitionen und die Gewinnverwendung zu bestimmen? Hierauf gibt es keine ökonomisch-logische Antwort. Logisch wird es erst dann, wenn die Beschäftigten paritätisch in den Unternehmen mitbestimmen dürfen. Dies können sie aber bis heute nicht. Im Gegenteil: das neoliberal forcierte Shareholder-value-Prinzip, bei dem die menschliche Arbeit innerhalb der Verteilung der Wertschöpfung mit dem Lohn nur noch als Restgröße vorkommt, läßt überhaupt keine Mitbestimmung mehr zu. Hier hat sich alles dem Profitprinzip und seiner Maximierung bedingungslos zu unterwerfen.

Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit

Eine wirkliche paritätische Mitbestimmung der Beschäftigten in den Unternehmen ist aber ohne eine verfassungsrechtliche Veränderung und eine Anpassung im deutschen Gesellschaftsrecht nicht umsetzbar.

Heute garantiert die unternehmerische Freiheit – abgeleitet aus der gesamtwirtschaftlichen „Harmonielehre“ von Adam Smith – im Art. 12 Grundgesetz (GG) (Berufsfreiheit) in Verbindung mit Art. 14 GG (Eigentums- und Erbschaftsschutz) den Unternehmern (dem Kapital) die freie Verfügungsgewalt über ihre Produktionsmittel. Sie können ihr in der Produktion eingesetztes Kapital einschränken, verlagern oder es sogar desinvestieren. Wir haben uns dabei rechtlich in fataler Weise daran gewöhnt, das Privateigentum bzw. die Eigentumsgarantie nicht differenziert bezogen auf Produktions- und Konsumgüter zu betrachten. Alex Demirovic stellt dies richtig, wenn er schreibt: „Es stellt einen Unterschied dar, ob einer Person die Nutzungsrechte an einem Sofa oder seinen CDs rechtlich garantiert werden oder aber die Verfügung über Produktionsmittel, die andere Menschen benötigen, um sich selbst zu erhalten. Die Verfügungsgewalt über Produktionsmittel erlaubt es, den Zugang zu ihnen zu beschränken oder sie in einer Weise einzusetzen, daß daraus Nachteile für große Gruppen der Bevölkerung entstehen. Dieser Aspekt nimmt an Bedeutung noch zu, wenn die Produktionsmittel nicht breit verteilt sind auf eine Vielzahl von Eigentümern – wie das der klassische Liberalismus vor Augen hatte –, sondern sich aufgrund der Akkumulationsdynamik konzentrieren.“

Und warum ist Wirtschaftsdemokratie neben den bereits angeführten Punkten weiterhin längst überfällig? Weil der Kapitalismus auf einem insgesamt immanenten krisenhaften und widersprüchlichen System basiert. Dies zeigt schon der „Doppelcharakter“ des Lohns. Für den abhängig Beschäftigten ist er Einkommen, und für die Arbeitskraft nachfragenden Unternehmer impliziert er ausschließlich Kosten. Der Eine will sein Einkommen maximieren

und der Andere seine Kosten minimieren. Dieser Widerspruch läßt sich, wie jeder Widerspruch, nicht auflösen.

Zyklische Wirtschaftskrisen

Das Ergebnis manifestiert sich in ständig wiederkehrenden Wirtschaftskrisen, weil es nun einmal in der Realität entscheidend davon abhängt, wer die größere Macht im Verteilungskampf um die arbeitsteilig geschaffenen gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfungen hat. Wie groß fällt der Anteil der Lohnsumme und wie der des Mehrwerts (Gewinn, Zinsen, Miete und Pacht) an der gesamten Wertschöpfung aus? Bei vorliegender Massenarbeitslosigkeit ist die Frage beantwortet. Die Lohnquote sinkt, und die Profitquote steigt. In Folge fällt auf der einen Seite kaufkräftige Konsumnachfrage aus, und auf der anderen Seite ist die immer mehr durchrationalisierte Produktion zu groß, um den gesamten geschaffenen Wert zu kaufen. Es kommt zu Unterkonsumtions- und Überproduktionskrisen. Ota Šik, prominenter Vertreter für die Etablierung einer Wirtschaftsdemokratie, stellt diesbezüglich zu Recht fest: „Interessenbezogen und zukunftsblind durchgesetzte Verteilungsprozesse des Volkseinkommens führen zu makroökonomischen zyklischen Störungen in Form von Wirtschaftskrisen.“ Insofern sind kapitalistische Krisen auf Grund des Widerspruchs zwischen Kapital und Arbeit immer Verteilungskrisen. „Der letzte Grund aller wirklichen Krisen“, schrieb schon Karl Marx im 19. Jahrhundert, „bleibt immer die Armut und Konsumtionsbeschränkung der Massen gegenüber dem Trieb der kapitalistischen Produktivkräfte, sich so zu entwickeln, als ob nur die absolute Konsumtionsfähigkeit der Gesellschaft ihre Grenze bilde.“ Die ausfallende private Nachfrage nach Konsum- und schließlich auch nach

Investitionsgütern soll (muss) dann systemerhaltend der Staat leisten. Klassisch keynesianisch auf Pump, damit die Vermögenden dem Staat die Kredite geben können und dafür Zinsen bekommen und am Ende, trotz Krise, noch reicher geworden sind. Denn Steuererhöhungen, mit denen der Staat die Überschussersparnis wegen zu geringen Konsums und wegen zu geringer Investitionen abschöpfen könnte, um so ohne Staatsverschuldung den „kapitalistischen Lückenbüßer“ zu spielen, wollen die Vermögenden natürlich nicht. Sie müssten dann nicht nur mehr Steuern zahlen, sondern würden zusätzlich ihre Zinseinnahmen verlieren.

Für Vollbeschäftigung

Soll diese unheilvolle kapitalistische Logik, die letztlich die Gesellschaft immer mehr in Arm und Reich aufspaltet, durchbrochen werden, bedarf es in der Politik auch auf der makroökonomischen Ebene eines grundsätzlichen wirtschaftsdemokratischen Umdenkens. Hier ist in erster Linie alle Wirtschaftspolitik auf eine vollbeschäftigte Wirtschaft auszurichten.

Maßnahmen gegen Arbeitslosigkeit

Arbeitslosigkeit ist ein „Gewaltakt gegen Menschen“, so der Soziologe Oskar Negt. Um Arbeitslosigkeit zu verhindern, muss eine Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohn- und Personalausgleich sowie eine adäquate Steuer-, Staatsausgaben- und eine staatliche Verschuldungspolitik durchgesetzt werden, und nicht eine Steuerpolitik für Reiche und Vermögende sowie eine kontraproduktive staatliche Restriktion mit „Schuldenbremsen“ praktiziert werden. Im Gegenteil, der Staat muss in den Mittelpunkt der Gesellschaft rücken, nur er ist demokratisch legitimiert, und durch eine

steigende Staatsquote mit öffentlichen Gütern ist der in Demokratien dringend notwendige gesellschaftliche Ausgleich zur privaten Wirtschaft herbeizuführen.

Geldpolitik

Außerdem muss die gesamtwirtschaftliche Fiskalpolitik in Abstimmung mit der Geldpolitik, den konjunkturellen Krisenerfordernissen entsprechend, antizyklisch koordiniert werden. Die Geldpolitik untersteht heute in der EU der autonomen Europäischen Zentralbank (EZB). Hier hat die EZB aber nicht nur die Verantwortung für Preisstabilität, sondern auch für Wachstum und Beschäftigung zu übernehmen und außerdem ihre Geldpolitik gegenüber dem Europäischen Parlament zu rechtfertigen. Die Bestellung und Abberufung der Mitglieder im Zentralbankrat muss dabei ausschließlich dem Parlament unterliegen. Von all dem ist die EZB aber weit entfernt.

Alternative Wirtschaftspolitik in Europa

Gegen jeden der hier gemachten Vorschläge wird dagegen weiter eine verhängnisvolle, dem Kapital einseitig zugewandte, neoliberale Wirtschaftspolitik in ganz Europa betrieben, die auf makroökonomischer Ebene auf eine Austeritätspolitik in Verbindung mit einem Europäischen Fiskalpakt setzt. Diese Politik ist dringend zu beenden und durch eine offensive europäische Wachstumspolitik in den Bereichen Energie, Bil-

dung, Verkehr, Infrastruktur und soziale Daseinsfürsorge zu ersetzen. Dazu gehört auch eine europäisch abgestimmte Kohäsions- und regionale (innovationsorientierte) Strukturpolitik. Die Finanzierung hat durch in der EU abgestimmte Steuererhöhungen stattzufinden. Dies gilt für die Einkommensteuer genauso wie für die Gewinn- und Vermögens- und Erbschaftsteuer. Außerdem ist endlich eine Finanztransaktionssteuer zu erheben, und die Banken sind auf ihre Kernfunktionen zu beschneiden. Und nicht zuletzt sind Kapitalmärkte staatlich durch strikte Kapitalverkehrskontrollen zu überwachen und Steueroasen in der EU für Steuerkriminelle endlich zu schließen.

Prof. Dr. Heinz-J. Bontrup, Jg. 1953, Hochschullehrer für Wirtschaftswissenschaft mit dem Schwerpunkt Arbeitsökonomie an der Westfälischen Hochschule Gelsenkirchen und Sprecher der Arbeitsgruppe Alternative



Heinz-J. Bontrup

Wirtschaftspolitik („Memorandum-Gruppe“) vgl. auch den wikipedia-Artikel zur Person und Veröffentlichungen. Jüngste Buchveröffentlichung: Krisenkapitalismus und EU-Verfall, PapyRossa Verlag Köln 2013, 231 Seiten, ISBN: 978-3-89438-537-8, 15,90 EUR

Ein Essay über die Wege zum richtigen Leben im falschen

Koalitionsarbeit und Parteieintritt!

Von Matthias Nauwerth

Es ist davon auszugehen, dass die Geschichte der menschlichen Gesellschaften keinem festgelegten Verlauf folgt. Eine von der politischen Linken über längere Zeit erwartete, gänzlich befreite und mit sich versöhnte Gesellschaft ist zurzeit weder theoretisch noch praktisch erkennbar; ihre Entstehung ist so wenig sicher wie für immer ausgeschlossen. Jedoch können sich die sozialen Verhältnisse auch unter den mangelhaften Bedingungen moderner Marktwirtschaften zum Besseren und Schlechteren wandeln. Es gibt, um einen berühmten Satz von Adorno leicht zu variieren, ein richtigeres Leben im falschen. Aber das Richtigere, eine vernünftiger Organisationsform der Gesellschaft, widerfährt uns auch nicht wie ein Gottesurteil, sondern muss gewollt und durchgesetzt werden. Eine andere Politik hängt insbesondere davon ab, ob sich genügend Menschen finden, die es nachhaltig anders wollen, hierfür Verantwortung übernehmen und sich dafür einsetzen. Im Folgenden denke ich nun darüber nach, wie sich der Wandel zum Richtigeren in diesem

Land ereignen könnte, und was dafür getan werden kann.

Eine andere Politik ist nötig

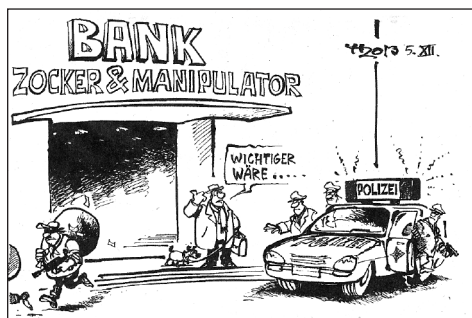
Zunächst ist zu sagen: Mir scheint, dass eine große Transformation der Gesellschaft weiterhin notwendig bleibt, somit eine andere Politik, die die Probleme substantiell angeht, die vor uns liegen. Eine wesentliche Ursache vieler Probleme ist die Dominanz der Eigenlogik von Märkten und deren fehlende Unterordnung unter die Kontrolle des demokratischen Souveräns. Es geht politisch somit um die Einhegung und auch Aufhebung von Märkten, um ihre Regulierung und genaue Platzierung im strukturellen Gefüge der Wirtschaft, so dass sie der Wohlfahrt dienen, statt diese durch ihre Sachzwänge in Frage zu stellen. Drängend ist es daher, Finanzmärkte und Banken zu regulieren.

Es geht auf nationaler Ebene sodann um eine armutsverhindernde Sozialpolitik, um eine Ersetzung des zwei Klassen reproduzierenden Gesundheits- und Rentensystems durch eine allgemeine Bürgerversicherung sowie eine allgemeine, steuerfinanzierte Grundsicherung. Es geht zudem um die Rekommunalisierung von Gas und Wasser, die Regionalisierung von zentralen Industriezweigen und Handel und um eine politisch ins Werk gesetzte Energiewende. Es geht schließlich um die finanzielle Absicherung von (inklusive) Bildung und, mit all dem verbunden, um Umverteilung. Und das bedeutet zunächst die höhere Besteuerung von Vermögenden zum Zwecke der Realisierung konkreter Projekte.

Dies alles zielgerichtet und mit Augenmaß für die jeweils nächsten Schritte. Diese



Love stories



„... ihr würdet euch die da drinnen mal vorknöpfen!“

Agenda ist bei weitem nicht vollständig, aber ihre Umsetzung würde schon mal große Fortschritte hin zu mehr Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit bewirken. Die Empörung privilegierter Minderheiten wäre ihr sicher, zugleich ist sie aber nah dran an dem, was im Bereich der fortschrittlichen Kräfte vom Sozialflügel der CDU bis zu Grünen, Linkspartei und SPD gedacht wird.

Festzustellen ist nun, dass es für viele solcher Reformen zwar Meinungsmehrheiten zu geben scheint, aber keine Wahlmehrheiten, die sich in belastbaren Parlamentsmehrheiten ausdrücken und mit denen man Politik machen kann. Dies zeigte sich nun auch wieder bei der vergangenen Bundestagswahl. Die Probleme werden von sehr vielen Menschen gesehen, auch in der Mitte der Gesellschaft, aber es gab und gibt keine Wechselstimmung, kein Vertrauen in neue Wege. Peter Glotz' frühere Feststellung, dass das „hegemoniale Thema“ immer noch das der „individuellen Freiheit“ sei, gilt wohl noch immer. Regulierung und staatlich organisierte Umverteilung haben keine reformpolitische Strahlkraft, auch bei gleichzeitig steigender öffentlicher Empörung über soziale Ungleichheiten und die krachende Unvernunft deregulierter Märkte.

Woran liegt das? Der Jenaer Soziologe Stephan Lessenich schreibt dazu, es fehle ein gemeinsames Projekt links der Mitte, das die Probleme thematisiert, die die Konservativen verschweigen. Gemeinsamkeiten gibt es genug im Schnittbereich der politischen Grundsatzprogramme von SPD, Grünen und Linkspartei.

Das notwendige Projekt entsteht aber nicht durch förmliche Grundsatzentscheidungen der drei Parteivorstände. Vielmehr



Die Drachentöterin

entwickelt es sich insbesondere außerhalb der Parlamente, in einer Koalition der reformbereiten Kräfte. Ja, um Mehrheiten zu bekommen, muss die soziale Mitte der Gesellschaft überzeugt werden und mitmachen, aber die politische Reform geht nicht von ihr aus, sondern wird am linken Rand durch dortige Koalitionen befördert. „Begonnen und eingeleitet wird ein Politikwechsel immer von den Rändern“, schreibt Lessenich. Zugleich ist jedoch zu bedenken, dass politische Innovation zwar von den Rändern kommen mag, Hegemonie aber in der Mitte entsteht. Die Deutungshoheit über die Probleme und hierauf bezogene Lösungswege erringt man nur bei den ziemlich normalen, durchschnittlichen Bürgerinnen und Bürger. Es sind die „hard working People“ und Kleingartenbesitzer(innen), die Handwerker und Pflegekräfte, die durch-

schnittlichen Bäckereifachangestellten, ALGI-Bezieherinnen, Feuerwehrleute, Ingenieure und Webdesignerinnen, die überzeugt wer-



„... bald kommt Sigmar auch zu dir!“

den müssen davon, dass sich die Reform lohnt, es also einen real erlebbaren Fortschritt verspricht, wenn das Bewährte und Berechenbare gegen das Unbekannte eingetauscht wird. 51% Wahlmehrheit bedarf des Zusammenschlusses der Vielen, von den sozialen Rändern bis in deren Mitte.

Daraus ergeben sich zwei Aufgaben: außerparlamentarische und innerparteiliche Koalitionsbildungen.

Außerparlamentarische Koalitionen bilden und miteinander arbeiten

Es geht darum, die außerparlamentarischen Koalitionen für einen anzustrebenden Politikwechsel zu schmieden, links, jenseits der Mitte. Jede und jeder nach seinen Fähigkeiten und Beitragsmöglichkeiten: Wir benötigen unpolemische aber um so schärfere Analysen der Probleme und durchgerechnete sowie ausformulierte Konzepte für deren Lösung aus den Thinktanks der Ebert-, Böll- und Luxemburgstiftung, aus den progressiven Teilen der Wirtschafts-, Sozial- und Geisteswissenschaften, der Gewerkschaften, der Kirchen, der Wohlfahrtsverbände und ihrer Mitgliedsorgani-

sationen, und zwar über die jeweiligen Fraktionsgrenzen hinweg. Dies im Interesse an der Herstellung von Deutungshoheit für zentrale politische Projekte und Meinungsführerschaften und eine damit verbundene Chance auf eine Wechselstimmung, die von der Mitte getragen wird.

Allerdings bleibt es schwer, ein linkes Projekt in diesem Sinne zu verfolgen, weil die Milieus oder Diskurswelten schon innerhalb des linksliberalen Spektrums so sehr unterschiedlich sind, die zusammen kommen müssen: Benjamin Mickfeld weist darauf hin: Die Facharbeiterschaft und Angestellten mit einer Nähe zu traditioneller SPD-Politik, das grüne Ökobürgertum mit eher geringem Interessen an Verteilungsfragen, die kapitalismuskritische Postwachstums-Diskurswelt der jungen Linken und die höchst heterogenen politischen Handlungsvorstellungen innerhalb der Linkspartei – ganz zu schweigen vom kritisch-sozialwissenschaftlich geprägten Theorieblick des Autors dieser Zeilen: Es ist schwer, sich zu verständigen und zu verbünden. Denn die linken Vorstellungen, zum Beispiel zu Finanzmarktregulierung, Grundeinkommen, Solidarökonomie, Autonomie, offenen Grenzen und gerechter Weltwirtschaftsordnung sind oftmals unklar, auf verschiedenen politischen Handlungsebene angesiedelt und haben zunächst mal wenig Anschlussfähigkeit an die durchschnittliche Arbeitnehmermitte, an deren legitimes Sicherheitsbedürfnis, deren Orientierung auf das überschaubar Machbare und deren Gerechtigkeitsverständnis, das auf individueller Leistungserbringung fußt. „Bisher ist es selten gelungen, machbare Alternativen beispielsweise zum gegenwärtigen Finanzkapitalismus aus der Welt der Gewerkschaftskongresse, Sonderforschungsbereiche und Suhrkamp-Bände in das Alltagsbewußtsein zu übersetzen“ (Mikfeld).

Das heißt, die an den linken Diskurs-Rändern und in den wissenschaftlichen Studierstuben vorhandenen Kenntnisse benötigen wir nicht nur in der Form kritischer Reflexionstheorie, sondern auch als politische Handlungskonzepte, die übersetzt werden können auf konkrete Einzelforderungen. Sie müssen nachvollziehbar, erfahrbar und kleinschrittig entworfen werden, um eine Schnittmenge entstehen zu lassen – so wie es mit dem gesetzlichen Mindestlohn beispielsweise gelungen ist. Wahrscheinlich kann nur so eine Verständigung auf Ziele gelingen, die zumindest in mittlerer Frist gemeinsam erreicht werden und dadurch zur Grundlage von politischen Koalitionen gemacht werden können, die sich am Wahlabend in Mehrheiten für eine bessere Politik ausdrücken.

Parteien instand setzen und aus Mehrheiten Politik machen

Die zweite Aufgabe ist die Instandsetzung der demokratischen Institutionen. Ich spreche hier von den Parteien: sie wurden verlassen, und nur wenige treten in sie ein, auch aus individuell nachvollziehbaren Gründen. Dass es den Parteien hier nicht anders geht als Kirchengemeinden, Sport- und Taubenzüchtervereinen, ist kein wirklicher Trost. Die Abkehr der Linken und der Intellektuellen von den Parteien zeugt von Enttäuschungen über die zu große Abweichung der realen Politik von Geist und Inhalt der Grundsatzprogramme, über die menschlichen Unzulänglichkeiten der Funktionärinnen und Funktionäre und die Banalität der Parteigenossen rechts und links. Sich auch als politisch denkender Mensch außerhalb der Parteien wohler zu fühlen, ist verständlich – und Zeitgeist. In den Sozialwissenschaften wird es mit dem Begriff Individualisierung beschrieben. Individualisierung bedeutet Enttraditionalisierung,

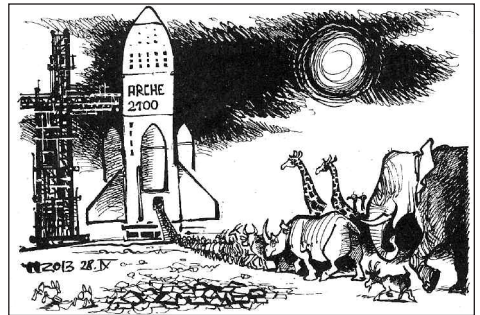
die Entbindung der Menschen aus den großen sozialen Zusammenhängen und dann aber auch die Herstellung von individuellen Zusammenschlüssen auf Zeit: punktuell, interessenbezogen, als Kooperation von Gleichen, projekthaft und zeitlich befristet. Es ist der bekannte Weg, die Distanz zum heterogenen, traditionellen Großkollektiv und stattdessen das punktuelle Engagement in den kleinen Zusammenschlüssen, die sich hier und da ergeben. Statt politischer Partei nun Bürgerinitiative und Aktionsprojekt. Könnte diese parteipolitische Enthaltsamkeit vielleicht auch Ausdruck einer mangelnden Diskurs- und Koalitionsbereitschaft sein, über die Grenzen des eigenen kulturellen Milieus und der eigenen engen politischen Tagesüberzeugungen hinweg? Ja, vielleicht ist es so, dass wir die Anstrengung der Bündnis-Bildung scheuen und die Spannung, die sich einstellt, wenn man mit dem Tagesprogramm und den abweichenden Detailüberzeugungen der Mitglieder nicht übereinstimmt. Vielleicht.

Bei dieser Überlegung könnte man es nun belassen. Jedoch: im Gegensatz zum Taubenzüchterverein ist unsere Ferne zu den Parteien ein Problem, weil mit der fehlenden Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger an der Parteiarbeit bedeutende Räume des Politischen in Frage gestellt sind, die wir doch brauchen! Parteien sind Diskurs-Arenen, in denen wir über Bildungs-, Lebensstil- und Kulturgrenzen hinweg miteinander um Verständigung darüber ringen, wie wir zusammen leben wollen. Es sind Orte der Verständigung, durch die wir praktisch kooperieren und Gestaltungsmacht gewinnen. Die Demokratie lebt davon, dass möglichst viele „sich unterhaken und einmischen“, wie es Franz Müntefering formuliert, statt kommentierend daneben zu stehen. Demokratie funktioniert nur durch Beteiligung und Engagement. Und

wenn wir die politischen Parteien als Räume der Selbstorganisation von Bürgerinnen und Bürgern auf der Ebene von Quartieren, Stadtteilen und Kommunen, auf Landes- und Bundesebene nicht fördern, dann trocknet die Demokratie aus, und das politische Funktionärshandeln wird gänzlich entkoppelt von den Meinungsbildungs-Prozessen derer, deren Interessen sie vertreten. Das ist neoliberal modern, aber für uns fatal. Hinzu kommt eine auch unter Intellektuellen zunehmenden Verachtung der Demokratie, die gefährlich ist, gerade weil sie mit ihrem Politik-Bashing eine weit verbreitete Stimmung aufnimmt. Immer öfter werden die Parlamente als Schwatzbuden und Wahlen als Opium beschrieben; Politiker gelten als machtlüsterne Selbstdarsteller, das Volk als dumm und Wahlverweigerung als klug. Diese Kritik ist dort gefährlich, wo sie die Infragestellung trockner und spröder demokratischer Verfahren befördert, während die Alternative ja nur in der Macht des Status Quo, der Märkte oder autokratischer Politikergruppen liegen kann. Die Sympathie für das chinesische Modell auch in Teilen der Rechts-Intellektuellen und der Wirtschaft verweist darauf: die Alternative zur Anstrengung gemeinsamer Politik der Bürgerinnen und Bürger ist der durchregierende Wirtschafts-Feudalstaat, der störende Beteiligung zunächst diskreditiert und sodann verbietet.

Darüber hinaus, und das scheint mir von besonders großer Bedeutung zu sein, besteht das Problem unserer Partei-Ferne darin, dass die Austrocknung der politischen Parteien die Durchsetzungsfähigkeit linker Politikkonzepte mindert. Na klar: Soziale Bewegungen sind ein Fortschritt und ein Glück. Und außerparlamentarische Koalitions-Bildungen wären eine große Leistung. Aber dann ist es doch in strategischer Hinsicht eindeutig: Wirkmächtig wer-

den außerparlamentarische Initiativen nur, „wenn sie über kurz oder lang politische Arme bekommen“ (Greffrath). Stabil werden Reformen nur durch Mehrheiten in Parlamenten und Verankerungen in Gesetzen. Zu verweisen ist auf die Erfahrungen der jüngsten Zeit: das Rauchverbot, die Solarenergie, die Homoehe, inklusive Schulprogramme oder auch der Mindestlohn. Viel staatlicher Autorität bedarf es erst recht beim uns bevorstehenden Übergang zu einer postfossilen Gesellschaft. „Ob diese in Richtung einer befriedeten und gerechten Gesellschaft ausgeübt wird oder turbofeudal und barbarisch, darüber entscheiden die Anziehungskraft der Alternativen, der Unmut der vielen und eine Renaissance des Parlamentarismus“ (Greffrath).



Der letzte Klimareport

Der alte Spontispruch, dem zufolge Wahlen nichts veränderten, da sie sonst verboten wären, ist falsch. Dies dämmert auch den Linksradikalsten spätestens dann, wenn sie sich zu Recht vor dem Wahlsieg der Rechten fürchten – und damit vor der Veränderungskraft entsprechender parlamentarischer Mehrheiten.

Wahlen können viel verändern, wenn sie vorhandene Mehrheiten zum Ausdruck bringen und mehrheitsfähig gewordene Reformwünsche politisch realisieren. Poli-

tische Innovation kommt von den Rändern, wird hegemonial, wenn sie an die durchschnittliche soziale Mitte anschließbar ist und gewinnt Mehrheiten, wenn die Parteien von Menschen belebt sind, die diese Veränderung wollen und die Anstrengung der Koalitionsbildung auch innerhalb der Organisation auf sich nehmen.

Also: rein in die Parteien? Vielleicht ist es heute wirklich ein linkes Statement, zumindest aber ein antizyklischer und leicht subversiver Akt, durch Mitgliedschaft die Existenz der fortschrittlichen Parteien zu sichern und damit Beteiligungsräume und Willensbildungsarenen zu stabilisieren, die das Durchregieren erschweren. Sehr sicher ist es aber eine der Bedingungen der Möglichkeiten dafür, dass politischen Mehrheiten für eine richtigere Politik entstehen und diese richtigere Politik dann auch realisiert werden kann.

Prof. Dr. Matthias Nauerth, geb. 1963, 1985–1989 Studium der Sozialpädagogik und Ausbildung zum Diakon, 1989–1990 Mitarbeit in den Sozialarbeitsprojekten „Belen – la Bandera“ und „Kairos“ in Santiago de



Matthias Nauerth

Chile als Stipendiat der nordelbischen Kirche, 1990–1997 Studium der Soziologie, 1991–2006 Mitarbeit in der Jugendhilfe und Suchtberatung, 2003 Promotion zum Dr. phil., Professor an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit und Diakonie. Zudem Prorektor dieser Hochschule. Unterschiedlichste politische, berufs- und fachpolitische Aktivitäten während der letzten Jahrzehnte. Seit 25 Jahren Mitglied des BRSD. Lebt in Ellerbek b. Hamburg, gemeinsam mit Frau und Tochter.

Rio vor der Fußball-Weltmeisterschaft

Von Jürgen Schübelin

Als im vergangenen Juni mehrere Millionen Menschen in Brasiliens Großstädten mit Witz und Wut gegen soziale Ungerechtigkeit und Korruptionsexzesse im Vorfeld der Fußball-Weltmeisterschaft protestierten, reagierte das politische Establishment zunächst mit ungläubigem Staunen und Hilflosigkeit auf soviel vermeintliche Untertanen-Undankbarkeit, ehe dann am Ende doch wieder die bewährten Mechanismen aus populistischer Rhetorik und einigen symbolischen Zugeständnisse ihre Wirkung taten. Nichtsdestotrotz war

es der Protestbewegung innerhalb kürzester Zeit gelungen, den Blick der Weltöffentlichkeit auf die Schattenseiten des brasilianischen Modells mit seiner besonderen Mischung aus ungezügelter Turbokapitalismus und staatlicher Armenalimentierung zu richten, das einen der im internationalen Vergleich extrem ungünstigsten Gini-Koeffizienten (statistische Größe für Ungleichheit von Vermögen und Einkommen innerhalb einer Volkswirtschaft) hervorgebracht hat. Zwölf Monate später, vom 12. Juni bis 13. Juli, werden die Menschen des größten und bevölkerungsreichsten lateinamerikanischen Landes jetzt trotzdem Gastgeber des wichtigsten

kommerziellen Events dieses Jahres sein – der Fifa-Fußball-Weltmeisterschaft. In dem nachfolgenden Beitrag geht es um die Perspektive der Kinder aus zwei Favelas in Rio auf dieses Großereignis – und um Fußball als Teil von Überlebensstrategien.

Diego hat gerade seinen roten Kickschuh am linken Fuß verloren – kein Grund, um das Spiel auch nur eine Sekunde zu unterbrechen: Wenn die Mädchen und Jungen vom Cerro (Hügel) Corá Fußball spielen, tun sie das mit einer Inbrunst, die den Atem verschlägt. „Da könnte die Welt um sie herum einstürzen“, lacht Maria de Fátima Lopes da Silva, die Betreuerin, „und sie würden es nicht einmal bemerken“. Fußball ist Teil der Überlebensstrategie der Kinder aus dieser Favela an einem der steilsten Hänge in der Zona Sul, dem Süden von Rio de Janeiro. Gekickt wird auf dem nackten Beton einer in die Jahre gekommenen, nach oben halboffenen Sporthalle.

Früher waren die Wände der Cuadra (Sporthalle) de Deporte Cerro Corá mal leuchtend bunt bemalt, doch die Farben sind längst verblasst. Auf der kleinen Freifläche hinter dem Fußballfeld stehen noch ein paar Turngeräte, ansonsten häuft sich der Müll. Den werfen Nachbarn von oben herunter, dorthin, wo die Kinder spielen. „Wir kommen mit dem Säubernachkommen gar

nicht so schnell nach“, erklärt Maria – selbst moradora, Anwohnerin, im Viertel – „viele Leute haben einfach keinen Respekt vor dieser Arbeit.“

Diese Arbeit, das bedeutet, mit bescheidenen finanziellen Ressourcen – aber dafür ganz viel Leidenschaft – Kindern eine Möglichkeit zum Spielen und zum Sport – natürlich vor allem Fußball – in einem geschützten Raum und mit pädagogischem Anspruch anzubieten. „Dando bola pra vida“ nennt sich das, unter anderem mit Unterstützung der Kindernothilfe, aufgebaute Stadtteil-Sozial- und Sportprogramm mit den Kindern vom Cerro Corá. Der Titel ist Wortspiel und gleichzeitig Programm – wörtlich übersetzt „einen Ball fürs Leben geben“ – umgangssprachlich „sich für das Leben so richtig reinhängen“. Träger des Projektes ist die renommierte Nichtregierungsorganisation „Se essa rua fosse minha“ („Wenn diese Straße mir gehören würde“. Ein bekanntes brasilianisches Kinderlied beginnt genau so ...) aus dem Laranjeiras-Viertel unten in der Stadt, deren Zirkus- und Akrobatikarbeit mit Kindern von den Straßen in Rio mehrfach ausgezeichnet wurde.

Fußballspielen-Lernen, erklärt Marco Aurélio, der mit den Kindern vom Cerro Corá mindestens dreimal in der Woche trainiert, „das ist einfach die beste Schule fürs Leben“. Hochkonzentriert üben die Mädchen und Jungen Einwurf, Ballabgabe, Ballannahme, Dribbling, Körpertäuschung, Kopfball und natürlich den Schuss aufs Tor. „Es geht immer nur zusammen“, sagt der Fußball-Lehrer mit dem akkuraten Kurzhaarschnitt, „soziale Kompetenz, Engagement füreinander, als Gruppe Selbstbewusstsein-Aufbauen, das ist das Entscheidende.“

In den Teams spielen ganz oft Mädchen und Jungen gemeinsam, „unser einfachstes Rezept gegen den Machismo“, lacht Maria de Fátima. Aber es geht jedes Mal, bei jedem



Die kickenden Jungen vom Cerro Corá

Training, bei jedem Turnier, auch darum, ein Zeichen gegen die Gewalt zu setzen, Konflikte zu lösen, ohne Geschrei und Handgreiflichkeiten – und das in einem Viertel, in dem trotz spektakulärer Polizeirazzien immer noch jede Menge Waffen zirkulieren, und junge Männer meinen, ohne diese Waffen ein Niemand zu sein. Einer von ihnen ist in Gestalt einer düster-bedrohlichen Graffiti-Figur mit automatischem Gewehr und coolem Käppi des lokalen Kultsportclubs Força Jovem do Vasco – F.J.V. – immer am Eingang der Halle präsent.



Martialische Kulisse Cerro Corá

Hat die am 12. Juni beginnende Fußballweltmeisterschaft – in Brasilien schlicht Copa genannt – und das weltweite Interesse an Rio und den anderen WM-Austragungsstädten geholfen, der Sportarbeit mit den Kindern in dieser Favela auch mehr öffentliche Aufmerksamkeit und Unterstützung zukommen zu lassen? Maria Lopes, die seit Jahren alle Höhen und Tiefen auf dem Cerro Corá miterlebt hat, rollt mit dem Augen: „Die Menschen hier haben das Gefühl, dass diese WM auf unsere Kosten ausgetragen wird. Das Erste, was wir sahen, war, dass 2012 die Bauarbeiten an dem neuen Gesundheitsposten, um den die Leute so gekämpft hatten, eingestellt wurden. Und in den Schulen, die die Kinder aus dem Viertel besuchen, fehlt es mehr denn je an allem und jedem. Für

nichts, was mit dem Leben der Kindern in den Armenvierteln der Stadt zu tun hat, ist genug Geld da!“ Dafür hat sich das Leben auch in der Favela Cerro Corá extrem verteuert. Maria de Fátima und Marco Aurélio, der Fußballlehrer, der auch ganz in der Nähe wohnt, schätzen, dass die Mieten selbst für die allerkleinsten Behausungen in weniger als zwei Jahren auf glatt das Doppelte gestiegen sind. Aber auch Preissteigerungen für Lebensmittel liegen in diesem Teil Rios weit jenseits der offiziellen Inflationsrate von rund 6 Prozent – und natürlich die Kosten für alles, was irgendwie mit Bauen zu tun hat: Zement, Holz, Nägel, Eisen für Armierungen, Material für Sanitärinstallationen, Wellblech. „Wir hoffen inständig, dass sich nach der WM die Preise wieder etwas normalisieren“, seufzt Marco Aurélio.

Diego, der Junge mit nur dem einen roten Kickschuh, sieht das etwas differenzierter. Er und seine Freunde können es kaum mehr abwarten, dass es im Juni mit der Copa endlich losgeht. Sie wollen sich so viele Spiele wie irgend möglich ansehen – natürlich alle mit der Seleção (Auswahl), der brasilianischen Nationalmannschaft. Logisch. Und natürlich alle vor dem Fernseher. Das Geld für eine Eintrittskarte in ein Stadion kann hier niemand aufbringen.

Doch die Kinder machen sich ihre eigenen Gedanken: Sie finden es toll, dass Brasilien diesmal die Fußballweltmeisterschaft ausgerichtet und dass so viele Menschen deswegen von überall her ins Land kommen werden. Und das Maracanã ist ganz sicher das schönste Stadion auf der Welt. „Aber“, sagt Diego nüchtern, „wir spielen hier auch Fußball, und hier gab es nicht einmal einen Eimer Farbe“.

Rund 35 Kilometer weiter nördlich, in dem riesigen Favela-Komplex Manguoeirinha, der geographisch zwar zum Großraum Rio,



Diego mit nur einem Kickschuh, Trainer und Team

aber politisch zur Stadtgemeinde Duque de Caxias gehört, hat sich das Team von Raízes Locais, einer Nichtregierungsorganisation, deren Schwerpunkt ursprünglich auf der Straßenkinderarbeit lag, die aber in den zurückliegenden Jahren immer mehr zum Spezialisten für urbane Gemeinwesen-Entwicklungsprozesse mit Kindern im Mittelpunkt und Gewaltreduzierungs-Strategien wurde, seit langen akribisch mit den sozialen Veränderungen und Verwerfungen im Zusammenhang mit den Sport-Großereignissen Fifa-WM und Olympische Spiele (2016) auseinandergesetzt. Luciano Ramos, 31, Projektkoordinator, Historiker und Sozialwissenschaftler, ist in seinem Urteil lapidar: „Weder die Zentralregierung in Brasília noch die politisch Verantwortlichen hier in Rio verfügten jemals über irgendwelche Strategien angesichts des massiven sozialen Stresses, den die beiden Events auslösen.“ Sozialer Stress, das bedeutet in Mangueirinha allein in 2013 der Zuzug von über 300 Drogenhändlern und sonstigen Mitgliedern bewaffneter Banden. „Da die Militärpolizei ihre so genannten Befriedungs-Razzien in den Favelas von Rio, die den Stadien und Touristenzentren am nächsten liegen, meist mit zehn Tagen Vorlauf im Fernsehen ankündigen lässt“, ärgert sich Ramos, „könnte sie den Leuten auch gleich noch die Möbelwa-

gen bestellen und ihnen beim Umzug hierher zu uns helfen.“

Durch die WM gerät die Peripherie, so die Wahrnehmung des Raízes-Teams und der meisten Anwohner, noch mehr ins Abseits. Die 30 Kilometer von Mangueirinha ins Stadtzentrum von Rio „haben wir noch nie als so weit empfunden wie in diesen Monaten“, sinniert Luciano Ramos. Die Präsenz des Staates in der Favela beschränkt sich fast nur noch auf Razzien, martialisch inszenierte Operationen der Militärpolizei. Die Nachbarn fühlen sich wie Gangster behandelt. Gegen die Gewalt im Viertel und das generelle Gefühl von Unsicherheit hilft das alles nichts: „Wir haben sogar erlebt“ berichtet Ramos, „wie Polizeispezialkräfte eine solche Kommandoaktion ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als die Kinder die Schule verlassen, durchzogen – inklusive massiven Schusswaffeneinsatzes“.

Am Ende spielt wie auf dem Cerro Corá auch in den Favelas von Mangueirinha doch immer wieder Fußball eine entscheidende Rolle beim Entwickeln von Strategien, um inmitten dieses martialischen Irrsinns nicht ständig zwischen die Fronten und unter die Räder zu geraten. „Wir versuchen ständig, mit den Verantwortlichen von der Polizei zu reden“, sagt Luciano Ramos, „um alle öffentlichen Aktivitäten von Raízes Locais und der Nachbarschaftsorganisationen anzukündigen.“ Dafür gibt es, seit fünf Jahren unterstützt von der Kindernothilfe, ein umfangreiches und das gesamte Viertel einbeziehende Wochenprogramm mit allen von Raízes mit Kindern aus Mangueirinha organisierten Fußballspielen – aber auch Capoeira, Theater und vielen anderen Kulturaktionen auf offener Straße.

„Sich verstecken, bringt überhaupt nichts“, weiß der Sozialwissenschaftler aus langjähriger Erfahrung. „Wenn die Eltern erst einmal das Gefühl haben, dass die Kinder überhaupt



Theater-Arbeit. Recycling Blumen aus Müll

nicht mehr auf der Straße spielen können, ist alles verloren.“ Vor der WM geht es bei Raízes Locais in Sachen Theater auf der Straße aber nicht nur um Fußball, sondern auch um Müll. Die Favela Mangueirinha befindet sich ganz in der Nähe einer der größten Müllhalden Lateinamerikas, täglicher Arbeitsplatz von Hunderten von Familien aus dem Viertel. Und deswegen haben die Kinder aus der Theatergruppe des Projektes



Pokal für die Sieger vom Cerro Corá

einen Tag lang die Müllsäcke aus der ganzen Straße zusammen getragen und demonstrieren dem faszinierten Publikum, was sie aus den Abfällen alles recyceln konnten. Am Ende gibt's viel Applaus und Blumen aus Papierresten für die Kleinsten unter den Zuschauern.

Miteinander Spielen, hilft, Knoten zu lösen. Dafür Räume zu schaffen, braucht es in

Mangueirinha jeden Tag viel Zivilcourage, Kreativität und Verbündete. Dass die Nachbarn jetzt bei Razzien von den Polizisten fordern, sie sollen die Kinder in Ruhe lassen, ist für das Raízes-Team ein ganz wichtiger Erfolg. „Dieses Viertel wird erst dann sicherer“, ist Luciano Ramos überzeugt, „wenn Kinder, Jugendliche und Erwachsene lernen, dass es möglich ist, im Umgang untereinander Konflikte ohne Gewalt zu lösen, und dabei immer wieder Erfolge erleben, um das Selbstbewusstsein und das Selbstwertgefühl zu stärken.“

Und dass der Gewinn der Copa durch die brasilianische Seleção am 13. Juli im Maracanã (das städtische Stadion von Rio de Janeiro, 1950 erbaut – jetzt für WM komplett renoviert) dabei zumindest nicht schaden würde, konzediert er am Ende dann zumindest doch noch.

Jürgen Schübelin ist 57 Jahre alt, von Beruf Sozialwissenschaftler (M.A.) und außerdem gelernter Tageszeitungsredakteur (Badische Zeitung, Freiburg). Er hat 12 Jahre lang in Lateinamerika als Entwicklungshelfer für EIRENE, Brot für



Jürgen Schübelin

die Welt und die AGEH gearbeitet, war nach seiner Rückkehr nach Deutschland anderthalb Jahre als Redakteur beim „überblick“ in Hamburg tätig, ehe ihn die Kindernothilfe im Oktober 1999 zu ihrem Lateinamerika- und Karibik-Referatsleiter berief. Mitglied beim BRSD ist er ebenfalls seit 1999 – und lebt mit seiner Frau, die von Beruf Stadt-Geographin ist, und seiner schon erwachsenen Tochter, die an der Uni Duisburg-Essen studiert, in Duisburg. Im Februar arbeitete er in Ecuador und Peru.

Von Juden lernen – 50 Jahre Nes Ammim*

Von Rainer Stuhlmann

Liebe Hörerin, lieber Hörer!

Sie war ein Abenteuer – die Gründung von Nes Ammim, dem christlichen Dorf im Norden Israels, im Jahr 1963. Hier lebe ich. Angefangen hat es damals in den Köpfen einiger Menschen in Holland, Deutschland und der Schweiz. Der massenhafte Mord an den Jüdinnen und Juden im Zweiten Weltkrieg hatte sie erschreckt. Und sie fragten sich: Wie konnte es dazu kommen? Wo liegen die Wurzeln für die Shoa, den Holocaust? Eine Wurzel des modernen Antisemitismus und damit der Shoa ist der christliche Antijudaismus. Fast zweitausend Jahre lang erstrahlte das Christentum umso heller, je mehr es sich vom Judentum abhob, das es in schwärzesten Farben malte. Die Christen meinten, sie wüssten mehr als die Juden, sie wüssten es besser und hätten deshalb das Recht, ja die Pflicht, Juden zu belehren, zu missionieren und, wenn es gelingt, zu Christen zu machen. Dieses Überlegenheitsgefühl muss gründlich zerstört werden, damit es nicht noch einmal zu einer solchen Katastrophe kommen kann, sagten sich die Gründer von Nes Ammim. Eine radikale Umkehr war nötig.

„Kehrt nun um von euren bösen Wegen! Warum wollt ihr sterben?“, heißt es beim Propheten Ezechiel in der Bibel. (Ezechiel 33,11) Die Gründer Nes Ammims waren davon überzeugt, dass das christliche Überlegenheitsgefühl gegenüber den Juden nicht nur korrigiert, sondern um 180 Grad gewendet werden muss. Von jetzt an hieß das Programm: „Von Juden lernen“. Mit

diesem Lernprogramm ging eine radikale Absage an jede Form der Judenmission einher.



Welcome

Nes Ammim ist ein Lern-Ort inmitten der jüdischen Welt. Hier sind die Juden in der Mehrheit und die Christen Minderheit und Gäste. Und so lebe ich dort in anderen Rhythmen, als in der christlich geprägten deutschen Gesellschaft. Der freie Tag ist der Sabbat, der am Freitagabend beginnt und bis zum Einbruch der Dunkelheit am Samstag dauert. Am Sonntagmorgen beginnt der harte Alltag einer geschäftigen Arbeitswoche, an dem die Straßen verstopft sind, weil alle aus dem Wochenende kommen. Nicht Weihnachten und Ostern bestimmen, wann Ferien sind, sondern Pesach und Sukkot. Die koschere Küche ist der Normalfall. Schweinefleisch sucht man vergeblich.

Wir Christinnen und Christen in Nes Ammim lernen von Juden, um unsere eigene Religion, das Christentum, besser zu verstehen. Denn das meiste in der christlichen Religion ist Judentum: der Glaube

an den einen Gott, der uns in allem zuvorkommt, der gnädig und barmherzig ist, der Gerechtigkeit will. Von Juden haben wir die Zehn Gebote, das Liebesgebot, das Gebot der Feindesliebe. Mit den Juden warten wir auf das Kommen des Messias. Die Frage, wer der Messias ist, der Retter der Welt aus Not und Leid, ist zwischen Juden und Christen strittig. Christen warten auf das Wiederkommen Jesu. Aber darum streiten wir heute nicht mehr.

Wir warten ab – Juden und Christen. Ich bin als Christ ja auch darauf angewiesen, dass Jesus sich am Ende aller Tage tatsächlich als der erweist, als den ich an ihn glaube. Wenn ich das weiß, muss ich nicht streiten, sondern kann in souveräner Gelassenheit sagen: Soll der Messias doch selber sagen, wer er ist! Der jüdische Gelehrte Franz Rosenzweig hat noch eins drauf gesetzt und gesagt: „Wenn der Messias kommt, dann möchte ich ganz in seiner Nähe stehen und ihm ins Ohr flüstern: ‚Verrate es nicht!‘“ Das bedeutet: Auch am Ende soll nicht eine Religion über die andere triumphieren. Der einzige, der hier triumphieren soll, ist der Messias selbst – nicht die, die an ihn glauben und ihn erwarten.

Die Geschichte von Nes Ammim ist seit fünfzig Jahren ein Weg der Umkehr und Erneuerung und des Lernens der Menschen unterschiedlicher Religionen. Vielleicht ge-

hören Sie auch zu denen, die gerne lernen, liebe Hörerin, lieber Hörer. Gott ist mit den Lernenden.

Ihr Pfarrer Rainer Stuhlmann aus Nes Ammim.

Posted on August 6, 2013 (Auch als Radiosendung)

**<http://stuhlmannzwischenstuehlen.wordpress.com/>*

Rainer Stuhlmann, Jg. 1945, Dr. theol., Pfarrer im Ruhestand, lebt seit August 2011 als Studienleiter in dem christlichen internationalen Dorf Nes Ammim im westlichen Galiläa, im Norden Israels.



Rainer Stuhlmann

Geboren und aufgewachsen in Wuppertal. Er war Gemeindepfarrer in Wuppertal und 20 Jahre in Sankt Augustin, davon 10 Jahre auch Superintendent, danach 10 Jahre Schulreferent in Köln. Engagiert im Theologischen Ausschuss der Ev. Kirche im Rheinland, zuletzt dessen Vorsitzender und Mitglied der Kirchenleitung. Lehraufträge für Neues Testament in Bochum und Köln.

Jahrestagung Zukunftswerkstatt

*Wo kommen wir her, wo wollen wir hin? Zentrale Positionen und Ziele des BRSD.
Vom 3.–5.10.2014 in der Jugendherberge Kassel.*

*Beginn der Tagung: Freitag, 3.10.14, 12 Uhr mit dem Mittagessen,
Ende: Sonntag, 5.10.14, 12.30 Uhr mit dem Mittagessen.*

*Die Jugendherberge hat uns 2 Doppelzimmer und 4 Vier-Bettzimmer angeboten.
20 Personen sind vorläufig angemeldet. 2 Nächte kosten 85,- € pro Person
bei Vollpension im 4-Bett-Zimmer.*

5.10.2013, Jugendbildungsstätte Bad Hersfeld Grußwort zum Jubiläum 40 Jahre „Christen für den Sozialismus“ (CfS)

Von Reinhard Gaede

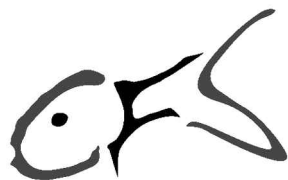
Liebe Genossinnen und Genossen, liebe Schwestern und Brüder!

Für den Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V. darf ich hier ein Grußwort sagen. Ein Gruß einer 94- bzw. 87-jährigen Bewegung an eine jüngere Bewegung, die 40 Jahre alt geworden ist. Wir wünschen uns, dass hier zwei Schwester-Bewegungen diesen 40. Geburtstag zusammen fröhlich feiern können.

Verwandtschaftsnachweise dieser Schwestern gibt es bereits viele. Seit 1977 hatte die Zürcher Gruppe der Christen für den Sozialismus für eine Neubelebung der religiös-sozialistischen Zeitschrift „Neue Wege“ gesorgt. Die Neuen Wege – Mitbegründer war Leonhard Ragaz, 1868-1945 – waren im Jahr 2006 hundert Jahre alt geworden. Monat für Monat brachten sie das Spannungsfeld zwischen dem Reich-Gottes-Glauben und dem Weltgeschehen zur Sprache. Und dokumentierten das vielfältige Engagement für einen freiheitlichen Sozialismus, der für die Wirtschaftsordnung der Genossenschaften eintrat, für ökologische Fragen sensibel war, für die Gleichberechtigung von Mann und Frau eintrat und für den Dialog mit dem Judentum ebenso wie mit der Befreiungstheologie warb. Willy Spieler von den Christen für den Sozialismus hat im ersten Jahr seiner Redaktionstätigkeit 1976 auf „die innere Übereinkunft von CfS mit dem religiösen Sozialismus“ hingewiesen.“ Die Hermeneutik des Reiches Gottes sieht er vor allem drin, „die Welt besser zu machen“. „Was die Bibel unter ‚Reich Gottes‘ versteht ..., gibt uns einen Maßstab, um ge-

schichtliche Bewegungen zu beurteilen. Auf der anderen Seite wissen wir erst durch solche Bewegungen, was Reich Gottes für uns bedeuten

könnte.“ (Willy Spieler, Stefan Howald, Ruedi Brassel-Moser, Hg.: Für die Freiheit des Wortes. Neue



ChristInnen für den Sozialismus

Wege durch ein Jahrhundert im Spiegel der Zeitschrift des religiösen Sozialismus, Theologischer Verlag Zürich 2009, S. 139) Wie die religiösen Sozialisten widersprachen CfS der Aufspaltung von Glaube und Politik. Beide Bewegungen sahen im Marxismus eine Methode zum Verständnis und auch zur Überwindung der gesellschaftlichen Widersprüche unserer Welt, sahen im Kampf der Klassen die Realität abgebildet, ob das den Antagonisten bewusst ist oder nicht.

Einen anderen Akzent als CfS setzten die Religiösen Sozialist(inn)en seit 1977 in Deutschland durch ihre Würdigung des Frühsozialismus, durch ihre Anknüpfung an deren genossenschaftliche Modelle und durch Wiederaufnahme der Theologie von Christoph Blumhardt, Leonhard Ragaz und Paul Tillich. Das war bedingt durch den neuen Aufbruch der Gruppen aus Bochum und Bielefeld, die von Student(inn)en ausging, an dem Günter Ewald, Siegfried Katterle, Jürgen Finner und ich damals beteiligt waren, hauptsächlich danach durch meine 30 jährige Mitarbeit in der Redaktion der Zeitschrift CuS.

Seit 1974 erschienen in der Reihe der Ur-

ban-Taschenbücher nacheinander: Dorothee Sölle, Klaus Schmidt, Hg.: Christentum und Sozialismus vom Dialog zum Bündnis 1974 – Dorothee Sölle, Klaus Schmidt, Hg.: Christen für den Sozialismus I. Analysen 1975 – Walter Dirks, Klaus Schmidt, Martin Stankowski, Hg.: Christen für den Sozialismus II. Dokumente – Giulio Girardi: Christen für den Sozialismus – warum? 1976 – Günter Ewald, Hg.: Religiöser Sozialismus 1977. An diesen Büchern waren Autoren und Autorinnen beider Bewegungen beteiligt. In Christ(in) und Sozialist(in), den Blättern des Bundes der Religiösen Sozialisten, hat Dorothee Sölle, der CfS so viel verdankt, Beiträge verfasst, ebenso wie Helmut Gollwitzer, der auch bei CfS geschätzt war.

In der Schweiz hatten beide Bewegungen sich vereinigt. Gleiches hatten die Religiösen Sozialisten für Deutschland auch einmal angeboten. Dazu ist es

nicht gekommen. Aber eine gute Alternative ist Kooperation, wozu wir von neuem herzlich einladen. Zugleich möchte ich Hartmut Futterlieb herzlich danken. Er hat jahrelang schöne Tagungen des BRSD in Bad Hersfeld vorbereitet und im Redaktionsbeirat von CuS mitgewirkt. Ein schönes Beispiel für Kooperation war die gemeinsame Ausgabe von Christen für den Sozialismus und Bund der Religiösen Sozialist(inn)en in der Zeitschrift Christ und Sozialist 1986, Heft 3. Ein Teil handelte von der Geschichte beider Bewegungen. Aurel von Jüchen sprach mit Ulrich Peter und Gunter Schwarze

über die Geschichte des religiösen Sozialismus, die CfS-Bürogruppe, Adresse Gabriele Sturm, Bielefeld, schrieb einen Beitrag über die Geschichte von CfS. Der zweite Teil widmete sich der Marxismus-Analyse mit Beiträgen von Bruno Schmidt-Späing, Michael Ramming und von mir. Der dritte Teil hatte das Bibelverständnis zum Thema mit Beiträgen von Gunter Schwarze, Marie Veit und Kuno Füssel. Der vierte Teil propagierte ein gemeinsames Arbeitsfeld und dokumentierte das gemeinsame politische Nachtgebet zur Atomenergie vom 19. Juni 1986 in der Matthäus-Gemeinde Bielefeld.

Gemeinsam haben wir auch die Volksbildung in Nicaragua unterstützt. Seit über 25 Jahren schreibt uns Olivia Alvarez ihre „Briefe aus Matagalpa“, die der Verein für Volksbildung und internationale pädagogische Zusammenarbeit herausgibt (www.nicavipz.de). Von unserer Seite hat besonders Udo Fleige Kontakt gehalten, vgl. seinen Artikel in CuS 1/2011. Diese Ausbildung und Fortbildung von Lehrerinnen im Norden des damals von Contras – im Bunde mit dem amerikanischen Geheimdienst – verwüsteten Landes sollten wir gemeinsam weiter unterstützen.

40 Jahre Christen für den Sozialismus – zu diesem Jubiläum möchten wir den 68 Festtagsgästen gerne etwas schenken. Für jede(n) zwei Hefte Christ(in) und Sozialist(in) nach Wahl aus 30 Ausgaben.

Schließen möchte ich mit der alten Losung der Religiösen Sozialisten, unter der sich in den Jahren 1919–1926 Gruppen in ganz Deutschland zum Bund zusammenfanden: „Durch das Evangelium zum Sozialismus! Durch den Sozialismus zum Evangelium!“ Und: „Es gibt solange keine Freiheit, wie es die Freiheit gibt, andere auszubeuten.“ Und: „Als Christ Sozialist! Als Christin Sozialistin!“



REZENSIONEN

Berliner Friedenspfarrer und der Erste Weltkrieg

Von Ulrich Peter

Karlheinz Lipp: Berliner Friedenspfarrer und der Erste Weltkrieg.

Ein Lesebuch, Verlag:

Centaurus, ISBN: 978-3-86226-197-0, Freiburg 2013, 246 S.

Der Berliner Studienrat und Historiker Karlheinz Lipp hat ein weiteres Buch zur Historischen Friedensforschung veröffentlicht, das auch für die Geschichtsaufarbeitung des deutschen religiösen Sozialismus wichtig ist. Obwohl durch die Forschungen Reinhold Lütgemeier-Davins und anderer schon seit mehreren Jahrzehnten die bedeutende Rolle religiöser Sozialisten in der Friedensbewegung seit 1900 bearbeitet und in Büchern dargestellt wurde, ist die Friedensbewegung im deutschen Kaiserreich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts außerhalb eines kleinen Kreises nur wenig bekannt. Dies gilt auch für die große Mehrheit derjenigen, die sich mehr oder weniger in der religiös-sozialistischen Traditionslinie verorten.

Erwin Eckert, dieser Name ist praktisch allen geläufig. Aber was ist mit Hans Francke, mit Karl Aner und August Bleier? Alle drei waren Mitbegründer

des BRSD in Preußen. Francke und Bleier zählten zu den führenden Pazifisten der Weimarer Republik und zu den exponiertesten religiösen Sozialisten ihrer Zeit. Und was ist mit Friedrich Rittelmeyer? Heute ist er eher als Schüler von Rudolf Steiner und erster „Erzoberlenker“ der anthroposophischen Christengemeinschaft bekannt und nicht als christlicher Kriegsgegner im 1. Weltkrieg. Und welche Bedeutung der Thüringer Friedenspfarrer Ernst Böhme (1862–1941) hatte, ist noch weniger bekannt.

Inhaltliche Abhilfe schafft in all diesen Fragen das gut aufgemachte und sehr gut lesbare „Lesebuch“ Karlheinz Lipp. Er wird älteren Leserinnen und Lesern von CuS vielleicht aus der Zeit des Darmstädter „Ragaz-Instituts“ bekannt sein. Seitdem hat Lipp einige Bücher zur Geschichte des Pazifismus publiziert. Dieses „Lesebuch“ vermittelt anhand vieler Quellen (aus Gemeindeblättern, Archiven, Predigten, Zeitungsartikeln) einen anschaulichen Einblick in das Friedensengagement und Friedensdenken von Berliner Friedenspfarrern vor und während des Ersten Weltkrieges. Die Texte sind in der Regel nur schwer zugänglich, und es ist ein Verdienst



von Lipp, sie in diesem Buch zusammengestellt zu haben. Zeittafeln erleichtern bei der Lektüre die Einordnung in den historischen Kontext.

Ich wünsche mir sehr, dass dieses Buch dazu beiträgt, die wichtige Bedeutung des pazifistischen Traditionsstranges im und für die Geschichte des deutschen religiösen Sozialismus zu vermitteln und so die oft einseitige und eng geführte religiös-sozialistische Traditionsbildung auszuweiten und inhaltlich zu profilieren. Denn auch heute, angesichts von immer mehr internationalen Konflikten mit und ohne deutsche Beteiligung, stehen wir vor denselben Fragen wie die „Friedenspfarrer“ vor 100 Jahren. Verkündigen wir die Friedensbotschaft der Jesusbewegung bis hin zur Erkenntnis,

dass Christentum und Krieg sich ausschließen oder geben wir uns damit zufrieden, dass „die Sünde in der Welt [ist]] und deswegen Kriege unvermeidbar sind“, wie es ein Berliner (Nicht-Friedens-) Pfarrer in den 20er Jahren ausführte? Der Kriegsverherrlichung seiner Zeit hat z.B. E. Böhme entgegengehalten, dass ein wirklicher Held nicht Kriegstaten vollbringe, sondern beim Aufbau einer menschlichen Welt friedlich helfen soll. So lehnte er auch das Singen von Kriegsliedern ab.

Das ist doch eine Tradition, mit der auch heutige junge Christinnen und Christen etwas anfangen könnten. Geben wir diese Botschaft weiter! Das dafür notwendige Gepäck hat Karlheinz Lipp bereichert. Dafür ist ihm Dank zu sagen.

BUNDESNACHRICHTEN

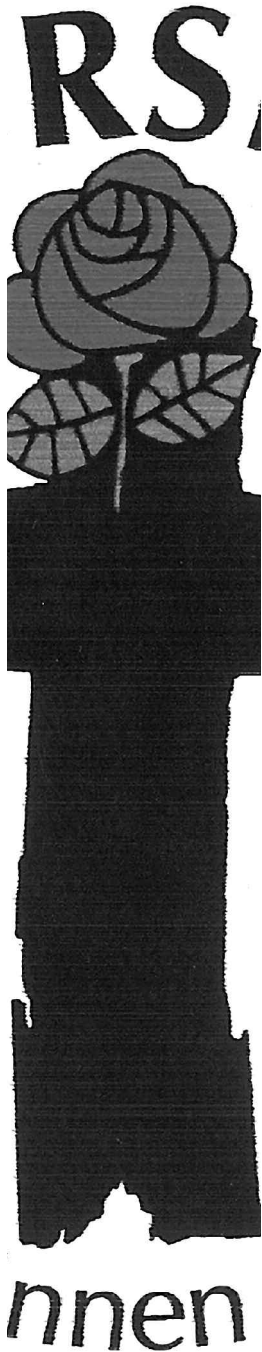
Glückwünsche für Prof. Dr. Günter Ewald zum 85. Geburtstag

Lieber Günter!

1972: Im Keller eine Bar, aus Kisten und Brettern gezimmert, ein Tisch mit dem Unterbau eines „Grubenhundes“, eine Kippe mit frisch geförderter Kohle und einer Glasplatte obendrauf, Schienen und Schwellen, ein Abbauhammer – Hier im „Kohlenkeller“ Deines Hauses habe ich Dich zuerst besucht, in Deinem Kontaktzentrum für Student(in-

nen), die sich in der Anonymität des Massenbetriebes und in den mächtigen Betonbauten der Ruhuniversität einsam fühlten. Rasch erfuhr ich die Geschichte des „Kohlenkellclubs“. Im Sommer 1972 hattet Ihr ein Buch von Leonhard Ragaz entdeckt: „Von Christus zu Marx – von Marx zu Christus, zuerst aufgelegt von Johannes Harder 1929. Christliche Orientierung, verbunden





mit politischem Engagement – das beeindruckte mich. Als Rektor der Ruhruniversität hast Du später einen Vertrag zwischen Universität und IG Metall geschlossen für eine neuartige Weiterbildung von Menschen, fasziniert von L. Ragaz' Schrift „Die Pädagogische Revolution“ 1920. Im Buch „Religiöser Sozialismus“ 1977, von Dir herausgegeben, hast Du Euern Weg „auf den Spuren von Blumhardt, Ragaz und Hohoff“ beschrieben.

Der Kontakt mit Euch Bochumern hat dann auch den „Initiativkreis Christentum und Sozialismus“ in der ESG Bethel begeistert. Damals war ich Studentenpfarrer und Assistent an der Hochschule dort. Etwa 80 Teilnehmende besuchten die Tagung im September 1976 in der Europäischen Akademie Haus Lerbach bei Bergisch-Gladbach. Am 18. Juni 1977 in Frankfurt sorgten wir mit den Student(inn)en aus Bochum und Bielefeld für eine Neuorientierung des BRSD. Du wurdest als „Geschäftsführender Präsident“ gewählt, Jürgen Finnen als Bundessekretär, Siegfried Katterle als Bundeskassenführer. „Bundessprecher“ im „Geschäftsführenden Präsidium“ bzw. „Vorstand“ bist Du bis 1983 gewesen, Mitglied der Redaktion CuS bis 1980. Und das waren die Themen Deiner Artikel in CuS: 1977–1984: „Faust und Traube – zwei deutsche Fälle. Über

demokratische Rechte und Freiheiten. Die Befreiten des Herrn werden heimkehren (Matth. 11,2-6). Der Fall Biemann. Rudi Dutschkes Weg zwischen Christlichem Glauben und Materialismus. Die Bewahrung von Mensch und Schöpfung im naturwissenschaftlich-technischen Zeitalter. Von der Hoffnung im Religiösen Sozialismus. Zwischen Alternative und Anpassung, Trauer und Hoffnung in der sozialistischen Studentenbewegung. Erinnerungen an Afghanistan. Ragaz' „Pädagogische Revolution“ – Eine Botschaft für unsere Zeit. Die Internationale Bewegung des Religiösen Sozialismus. 1989: Evangelikale können auch anders sein. 1998 hast Du das Grußwort 50 Jahre „Christ und Sozialist“ geschrieben: „Möge die Zeitschrift gute Wegzehrung bleiben!“ Danke für den schönen Wunsch!

Seitdem hast Du Dich intensiv mit dem Thema „Nahtoderfahrungen – besonders im Licht der Quantenphysik“ befasst und mehrere Bücher geschrieben, www.prof-drewald.de. So hast Du die Leitideen der Religiösen Sozialist(inn)en maßgeblich mitgeprägt. Für Deine Begleitung als Bundessprecher, Redakteur, Autor und Leser danken wir Dir herzlich und wünschen Dir und der Familie Gottes Segen. In multos annos, auf viele Jahre noch!

Reinhard Gaede

Bilder und Fotos

Reinhard Gaede	1, 72
Wikipedia	4, 29, 44–47, 66
Soenke Dwenger	5
Karoline Mayer	6, 8
Renate Schroeder	9, 11, 12, 14, 19, 20
eFeF-Verlag Wettingen	21
Neue Wege, Zürich	23, 24
Willy Spieler	25, 48
Joana Eink, CIR	26, 27
Henschel-Verlag	32
Friedrich Winterhager	36
Panorama-Museum Bad Frankenhausen	37
Fokke Bohlsen	38
Paul Gerhard Schoenborn	39, 44
Elmar Klink	47
Heinz J. Bontrup	55
Horst Haitzinger, NW 26.11.13, Nr. 274; 5.12.13, Nr. 282; 9.12.13, Nr. 285; 14.11.13, Nr. 264	56–58, 60
Matthias Nauerth	61
Jürgen Schübelin	62–65
NA Essen	67

Autorinnen und Autoren

Fokke Bohlsen
Friedrich-Ebert-Str. 29a
48153 Münster

Prof. Dr. Heinz-J. Bontrup
In der Furge 42
46286 Dorsten

Joana Eink
Christliche Initiative
Romero (CIR)
Breul 23
48143 Münster

Elmar Klink
Thielenstr. 13/15
28215 Bremen

Karoline Mayer
Casilla 2943
CL-Santiago de Chile

**Prof. Dr.
Matthias Nauerth**
Akazienweg 15
25474 Ellerbek

Dr. Ulrich Peter
Nicolaistr. 48a
12247 Berlin

Paul Gerhard Schoenborn
Dellbusch 298
42279 Wuppertal

Renate Schroeder
Friedrichstraße 38
32257 Bünde

Jürgen Schübelin
Hansegracht 11
40751 Duisburg

Willy Spieler
Butzenstr. 27
CH-8038 Zürich

Dr. Rainer Stuhlmann
Nes Ammim
IL-22801 Western Galilee

Gerhard Ulrich
Ev.-Luth. Kirche in
Norddeutschland
Münzstrasse 8–10
19055 Schwerin

Dr. Friedrich Winterhager
Sedanstr. 12 a
31134 Hildesheim

Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Wir danken unseren Autor(inn)en für ihre ehrenamtliche Mitarbeit. Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für Leser(innen)-briefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Artikel: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte und Bilder folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internetbilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).

Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist, oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1/1980)

Abonnements:

Per Post:
BRSD, Michael Distelrath
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln

Per Telephon:
02 21/9 99 02 30

Per E-Mail:
m.distelrath@netcologne.de

Bezugspreise (inkl. Versand):

Inland € 25,- pro Jahr · Ausland € 33,-, pro Jahr
Förderabonnement € 30,- oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · BLZ 350 601 90 · Kt-Nr. 2119 457 010
Internationale Überweisungen:

IBAN DE 15350601902119457010

BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam